

Lehre und Wehre.

Jahrgang 31.

März 1885.

No. 3.

(Eingesandt.)

Der biblische Begriff von der seligmachenden Gnade.

Der biblische Begriff der Gnade, der rettenden, seligmachenden Gnade, tritt in der bekannten Stelle, Röm. 5, 15., recht klar und deutlich hervor. Da sagt der Apostel: „Denn so an Eines Sünde Viele gestorben sind, so ist vielmehr Gottes Gnade und Gabe Vielen reichlich widerfahren durch die Gnade des einigen Menschen, Jesu Christi.“ Er preist die Gnade Gottes, und um zu erklären, welches die Gnade Gottes sei, fügt er hinzu: ἡ δωρεὰ ἐν χάριτι τοῦ ἑνὸς ἀνθρώπου Ἰησοῦ Χριστοῦ, das heißt: die Gabe Gottes, die in der Gnade des einen Menschen, Jesu Christi, besteht. Also auch hier ist die Gnade gemeint, die in Christo offenbar geworden ist. Und was wir Christo verdanken, heißt δωρεά, Gabe, Geschenk. Wir müssen auch hier den Zusammenhang beachten. Von Cap. 5, 12. an führt der Apostel den Gedanken aus, daß durch Einen Menschen, durch Adam, Sünde und Tod in die Welt gekommen ist. Sünde und Tod herrschen jetzt in der Welt. Sünde und Tod geben der Geschichte der Menschheit von den Tagen Adams an ihr Gepräge. Dem ersten Adam, welcher Sünde und Tod in die Welt gebracht hat, wird aber nun der zweite Adam, der eine Mensch Jesus Christus, entgegengestellt. Durch diesen ist das Widerspiel von Sünde und Tod, Gerechtigkeit und Leben in die Welt gekommen. Und eben darin hat sich nun die Gnade Gottes, ἡ χάρις τοῦ θεοῦ, erwiesen. Die Gnade Gottes hat die Geschichte des Abfalls durchkreuzt und Sünde und Tod in das Gegentheil, Gerechtigkeit und Leben, verkehrt. Diese Gnade heißt und ist aber δωρεά, ein Geschenk. Ein Geschenk ist Gabe freier Liebe. Ein Geschenk ist man Niemandem schuldig. Gott schuldet es nicht der Menschheit, daß er sie durch Christum von Sünde und Tod errettete, daß er ihr durch Christum Gerechtigkeit und Leben angedeihen ließ. Sünde und Tod erscheint in dem Zusammenhang, Röm. 5, 12. u. f. w., nicht nur als ein schweres Geschick und Verhängniß, welches die Menschen betroffen hat. Sonst hat ein elender, unglücklicher Mensch, besonders wenn

er sein Geschick nicht verschuldet hat, wohl Anspruch auf Erbarmen. Die sündige, dem Tod verfallene Menschheit hat keinerlei Anspruch auf Erbarmen. Sie ist durch eigene Schuld in das Elend gerathen. St. Paulus betont in dem vorliegenden Abschnitt nachdrücklich die Schuld der Menschen. Die Schuld und Uebertretung Adams wird den Adamskindern zugerechnet. Sie haben alle in und mit ihm gesündigt. Sie haben dann das Gesetz Moses übertreten. So haben sie das Urtheil Gottes wider sich. Das Urtheil Gottes ist zur Verdammniß ausgeschlagen, *eis καταπίσιν*. Sie sind mit Recht verdammt. Der Tod ist wohlverdiente Strafe, ein gerechtes Gericht Gottes. Daß sie nun durch Christum von Sünde und Tod befreit sind und Gerechtigkeit und Leben empfangen haben, das ist Gnade und Gabe, ein Geschenk freier Liebe. Gott war es ihnen nicht schuldig. Gott war es auch sich selbst nicht schuldig, die Menschen vom Verderben zu erretten. Gott hätte sich nicht selbst verleugnet, hätte seine Wahrheit und Gerechtigkeit, auch seine Liebe und Treue nicht verleugnet, Gott wäre geblieben, der er war, wenn er die Menschen in ihrem Verderben belassen hätte. Es war ein gerechtes Gericht, welches die Sünder und Uebertreter unter den Tod beschloß. Die Rettung der Sünder war von Gottes wegen nicht nothwendig. Die Erlösung der Welt ist nicht mit Nothwendigkeit aus Gottes Wesen herausgeflossen. Nein, es war das alles Gnade, Geschenk, freie, unverdiente Liebe, ein ganz neuer, außerordentlicher Act und Erweis der Liebe Gottes, der in keines Menschen Sinn je gekommen wäre, der aus Gottes eigenem, freien Willen hervorgegangen ist. Aus solchen apostolischen Aussagen von der Gnade Gottes, wie Röm. 5, 15., hat Augustin den Satz genommen: *Gratia gratis datur, nec ista esset gratia, si non daretur gratuita, sed debita redderetur*. Ep. 194, 3.

Jes. 1, 17. wird die Gnade Gottes, die Gnade Christi, dem Gesetz Moses entgegengesetzt. Das Gesetz Moses verdammt, die Gnade rettet, bringt das Heil. Es heißt da, daß die Gnade und Wahrheit, *ἡ χάρις καὶ ἡ ἀλήθεια*, durch Christum Jesum geworden ist. Die Gnade, die durch Christum geworden ist, ist Wahrheit, wahrhaftige Gabe, bringt das wahre Heil, welches bei Mose nicht zu finden ist. Dannhauer (Hodos. Leipz. Ausg. von 1695, S. 849) bemerkt treffend zu dieser Stelle: *Lex per Moysen data est, quae in peccatores non est beneficentia, sed per Christum gratia et veritas i. e. vera gratia et vera beneficentia nobis contingit*.

Die Gnade Gottes in Christo, die Gnade Jesu Christi erscheint somit als das wesentliche Gut des Neuen Testaments. So beginnen und schließen die Apostel ihre Briefe mit dem Segenswunsch: „Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesu Christo.“ Röm. 1, 7. Röm. 16, 20. 24. 1 Cor. 1, 3. 1 Cor. 16, 23. Daß da immer die gnädige Gesinnung Gottes gemeint ist, beweist der Zusatz *ἐλεος*, Erbarmen, 1 Tim. 1, 2. u. a. Dem gnädigen Willen Gottes verdanken wir Alles, was wir als Christen haben. Der gnädigen Gesinnung Gottes verdanken

wir das gegenwärtige Heil. 1 Petr. 1, 10. redet der Apostel von der Gnade, von welcher die Propheten geweissagt haben, und welche jetzt „euch“, den Christen, zugefallen ist (*οἱ περὶ τῆς εἰς ὑμᾶς χάριτος προφητεύσαντες*). 1 Petr. 1, 13. wird von der Gnade gesagt, die uns bei der Offenbarung Jesu Christi entgegengebracht wird. Da heißt also die Vollendung des Heils Gnade. Desgleichen ist 1 Petr. 3, 7. von der Gnade des Lebens die Rede. Also, alles Heil, welches Christus uns erworben hat, das wir Christen jetzt besitzen und von der Zukunft erhoffen, das gegenwärtige und zukünftige Heil, ist Gnade, Ausfluß der Sünderliebe, der freien Liebe Gottes.

Die Gnade Gottes, die Gnade Jesu Christi erscheint als der Bereich, in welchem die Christen leben, weben, wandeln. Gal. 1, 6. lesen wir, daß Gott uns berufen hat *ἐν χάριτι Χριστοῦ*, so daß wir nun, seit unserer Berufung, im Gebiet der Gnade uns befinden. Die Gnade bestimmt das Verhältniß, in welchem wir jetzt zu Gott stehen. Römer 5, 2. heißt es: „Durch welchen wir auch einen Zugang haben im Glauben zu dieser Gnade, darinnen wir stehen.“ 1 Petri 5, 12.: „Durch euern Bruder Silvanus, als ich achte, habe ich euch ein wenig geschrieben, zu ermahnen und zu bezeugen, daß das die rechte Gnade Gottes ist, darinnen ihr steht.“ Der Christenstand ist Gnadenstand. So werden die Christen auch vermahnt, daß sie bei der Gnade Gottes bleiben sollen. Apost. 13, 43.

Der Ausdruck „Gnade“ deutet auch in den eben berührten Redewendungen auf die Gesinnung Gottes gegen die Sünder. Diese Gesinnung Gottes ist das Motiv aller der Wohlthaten, welche uns durch Christum zu Theil geworden sind. Das macht uns zu Christen, daß wir wissen, wie Gott gegen uns gesinnt ist, daß Gott uns gnädig ist. Wenn daher die Christen, Hebr. 4, 16., vermahnt werden, dem Thron der Gnade zu nahen, so ist die Meinung, daß wir uns Gott nahen sollen, der Alles beherrscht, und deshalb uns mit Zuversicht Gott, dem allmächtigen Herrscher, nahen dürfen, weil es der gnädige Gott ist, der Alles in seiner Hand hat, weil dieser Gott, der Allerhöchste, nur Gnade und Liebe zu uns im Herzen trägt. Und wenn der Apostel Paulus in seiner schweren Anfechtung von dem HErrn mit den Worten getröstet wurde: „Laß dir an meiner Gnade genügen“, 2 Cor. 12, 9., so sollte er dessen versichert werden, daß der HErr ihm gnädig gesinnt sei. Daran haben wir genug, daß wir wissen, daß wir einen gnädigen Gott haben.

Alles Heil, welches wir der Gnade Gottes verdanken, wird uns durch das Wort dargeboten und durch den Geist Gottes zugeeignet. Darum heißt Gottes Wort auch „Wort der Gnade“ Apost. 14, 3., und der Heilige Geist „Geist der Gnade“, Hebr. 10, 29.

Die „Gnade“ ist das Characteristicum des christlichen Glaubens, der christlichen Lehre. So sagt Luther mit Recht: „Das Hauptstück der christlichen Lehre ist allenthalben in der Schrift zu suchen und zu handeln, nämlich, daß wir ohn' all' Verdienst, durch lauter Gottes Gnade, in Christo

uns geschenkt, fromm, lebendig, selig werden müssen.“ (Auslegung des 117. Psalms. Erl. Ausg. 40, 324.)

Die bisher aus der Schrift erhobenen Gedanken von der göttlichen Gnade sind, wie auf der Hand liegt, hochtröstlich und nütze zur Erbauung der Gemeinde. Ein doppelter Gedanke ist es, der die Christen oft noch irritirt und den Glauben hindert. Die Christen werden noch oft durch den Gedanken an die eigene Sünde und Schuld angefochten, und meinen, daß sie durch fortgesetztes Sündigen, durch Leichtsinn, Undankbarkeit sich der Gnade Gottes unwerth gemacht haben. Da belehren wir sie, daß die Gnade eben für die Sünder da ist, daß die Gnade den Sündern zugehört, daß, wenn es keine Sünde gäbe, auch keine Gnade vorhanden wäre, daß die Gnade Gottes eben darin besteht, daß Gott durch Christum die Sünde wegnimmt, von Sünden errettet, und daß die Sünder daher gerade dann, wenn ihre Sünde sie wurmt und sticht, zum Gnadenthron fliehen sollen. Ein anderer Gedanke, der die Christen öfter beschleicht, ist die Meinung, als hätten sie doch irgend welchen Anspruch auf Gnade. Sie leugnen nicht ihre Sünde, aber meinen nun, daß gerade ihre Sünde, ihr Elend, ihr Jammerstand, Gottes Erbarmen herausfordere, es sei doch ganz recht und billig, daß Gott sich dieser seiner hilflosen Creaturen erbarme. Das ist nicht der rechte Begriff von der göttlichen Gnade. Denen, die solche Gedanken verrathen, entgegnen wir zuerst, daß sie keines Erbarmens werth sind, daß sie von Rechts wegen verdammt sind, daß sie sich bei Gott nicht beklagen, Gott nicht der Härte beschuldigen dürften, wenn er sie ewiglich verstieße und verdammt; aber wir bezeugen ihnen dann zum Andern, daß sich Gott derer, die keinerlei Anspruch auf Erbarmen haben, dennoch erbarmt hat, daß Gott die Sünder durch Christum aus ihrem Elend und Verderben gerettet hat, nicht, als wäre er es ihnen irgendwie schuldig gewesen, sondern aus freier Liebe, und ermahnen sie, sich des Geschenks und der Gabe Gottes zu trösten und die freie Liebe Gottes zu preisen.

Die bisher erörterten Schriftstellen enthalten allgemeinere Aussagen über das Heil, das uns durch Christum geworden ist, die σωτηρία, und bestätigen den Grund und Hauptsatz unseres christlichen Bekenntnisses: „Es ist das Heil uns kommen her aus Gnad und lauter Güten.“ Der Begriff der Gnade, der rettenden, seligmachenden Gnade, erscheint aber in den Stellen am schärfsten markirt und präcisirt, welche ex professo die Frage beantworten: Wie wird der Mensch, der Sünder vor Gott gerecht und selig? Wir wenden uns daher nun vom Allgemeineren zum Besondern und prüfen diejenige Reihe apostolischer Aussagen, welche von der Rechtfertigung handeln. Der Artikel von der Rechtfertigung ist Beweis dafür, daß wir aus Gnaden selig werden. Wir lernen aus der Schrift, daß wir aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben gerecht und selig werden. Und wir wollen uns nun vergegenwärtigen, was in diesem Zusammenhang das Wort Gnade bedeutet. Die Gnade Gottes ist die gnädige Gesinnung

Gottes gegen die Sünder, nichts Anderes. Bei der Rechtfertigung handelt es sich ja aber insonderheit um das Urtheil Gottes über die Sünder. Wir wissen aus der Schrift, daß Gott uns ein gnädig Urtheil spricht. Aber welches Gewicht nun in dem Satz liegt, daß Gott uns aus Gnaden gerecht macht, gerecht spricht, dessen wollen wir uns jetzt bewußt werden, indem wir die einschlagenden Schriftstellen in Kürze durchgehen und auf diesen Punkt hin prüfen.

Die Hauptbeweisstelle für die Rechtfertigung aus Gnaden ist Röm. 3, 23—26. Dieselbe lautet in wörtlicher Uebersetzung: „Denn es ist hier kein Unterschied; denn sie haben alle gesündigt und mangeln des Ruhmes vor Gott; indem sie gerecht werden geschenktweise, kraft seiner Gnade, durch die Erlösung, welche durch Christum Jesum geschehen ist, welchen Gott vorgestellt hat zu einem Gnadenstuhl durch den Glauben in seinem Blut, zur Erweisung seiner Gerechtigkeit, um des Nachlassens willen der vorhergeschehenen Sünden, kraft der göttlichen Geduld, zur Erweisung seiner Gerechtigkeit in der jetzigen Zeit, auf daß er gerecht sei und gerecht mache den, der da ist des Glaubens an Jesum.“ Wir heben hier nur die Begriffe hervor, welche zu unserem Zweck dienen, welche den Gedanken erläutern: daß wir aus Gnaden gerecht werden.

Der Apostel weist zunächst darauf hin, daß sie alle, Juden und Griechen, gesündigt haben und des Ruhmes vor Gott mangeln, und schließt daran die Aussage, daß sie gerecht werden geschenktweise, kraft seiner Gnade, *δικαιούμενοι δωρεάν τῇ αὐτοῦ χάριτι*. Das ist der Hauptbegriff: kraft seiner Gnade. Das *αὐτοῦ* wird durch die Wortstellung betont. Gottes Gnade ist es, kraft welcher die Sünder gerecht werden. Luther hat richtig und treffend übersetzt, indem er durch seine Uebersetzung jenen Dativ erklärt hat: „aus seiner Gnade.“ Die Gnade Gottes, die gnädige Gesinnung Gottes ist der bestimmende Beweggrund der Rechtfertigung der Sünder. Nichts als Gnade ist es, freie Liebe, Gottes freies Erbarmen, was Gott bestimmt und bewegt, die Sünder, die keinen Ruhm vor ihm haben, die sich eigentlich vor ihm nicht sehen lassen dürfen, geteilt zu machen, gerecht zu sprechen, als gerecht gelten zu lassen. Der Ausdruck „aus Gnaden“ wird durch den Beisatz erläutert: „geschenktweise, umsonst“, *δωρεάν*. Daß Gott die Sünder rechtfertigt, ist Geschenk der Liebe, ein Geschenk, das Gott eben Niemandem schuldet. Es wird den Sündern eine Gerechtigkeit geschenkt, die Gott offenbart hat, Vers 21., eine vollkommene Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, Vers 22.

Der Apostel fügt hinzu: „Durch die Erlösung, welche durch Christum Jesum geschehen ist, welchen Gott vorgestellt hat zu einem Gnadenstuhl in seinem Blut.“ Die Gnade ist der Beweggrund der Rechtfertigung. Das Mittel aber, durch welches die Rechtfertigung geschieht (*διὰ*), ist die Erlösung, welche durch Christum Jesum geschehen ist. Es bedurfte freilich einer Sühne der Sünden. Gott konnte und wollte die Sünde nicht un-

gestraft lassen. Daß der Sünde der Sold ausgezahlt würde, das forderte die Gerechtigkeit Gottes. Gott konnte und wollte seine Gerechtigkeit nicht verleugnen. Er wollte der sein, der da gerecht ist und gerecht macht. Er wollte, nachdem er die zuvor begangenen Sünden vorbeigelassen (*πάρεσι*) und in Geduld die Strafe hinausgeschoben hatte, in der „jezigen“ Zeit, in der Fülle der Zeiten seine Gerechtigkeit erweisen, das heißt, die Sünde heimsuchen und die Strafe auszahlen. Die Sünde hat ihren rechtmäßigen Verlauf genommen, hat sich ausgewirkt in Tod und Verdammniß. An Christo ist das Gericht hinausgegangen. Christus hat sein Blut am Kreuz vergossen, ist eines gewaltsamen Todes gestorben, wie ein Verbrecher, ist den Tod der Sünder gestorben. Er hat die Sünde gesühnt, die Strafe gebüßt. Aber eben damit, in und mit seinem Blut ist er ein Gnadenstuhl geworden. Er hat die Sünder erlöst, losgekauft (*διὰ τῆς ἀπολυτρώσεως*), von Sünde, Strafe, Tod, Verdammniß erlöst. Das ist das Lösegeld: sein eigenes Blut. Auf diese Weise, durch die Erlösung, die Christus vollbracht hat, sind wir gerecht geworden. Und das ist Gnade. Aus Gottes Gnade sind wir gerecht geworden, werden wir gerecht, durch die Erlösung, die durch Christum geschehen ist. Der gnädige Gott ist es, der dieses Mittel der Rechtfertigung, der Sündenreinigung erfunden und in Anwendung gebracht, der den Sündern diesen Weg der Gerechtigkeit eröffnet hat. Die Gerechtigkeit Gottes forderte Sühne der Sünde, Strafe. Aber das ist Gnade, daß die Strafe, das Gericht an Christo hinausgegangen ist und somit die Sünder vom Gericht befreit sind. Das ist Gnade, unbegreifliches, göttliches Erbarmen, daß Gott seinen geliebten Sohn in Tod und Verdammniß dahingab, damit die verlorenen, verdamnten Menschen von Sünde, Tod und Verdammniß los, quitt und ledig würden. Gott hätte auch auf andere Weise seiner Gerechtigkeit Genüge leisten, hätte die Sünder verdammen, ewig verdammen, den Sündern selbst den vollen Sold der Sünde auszahlen und also an ihnen durch Gericht und Verdammniß sich verherrlichen können. Er hätte auch in diesem Fall ganz recht gehandelt, den Sündern nur ihre Schuldigkeit, ihr Gebühr gegeben. Aber nach seiner Gnade, aus freier Liebe, unbegreiflicher Liebe hat er das nicht gethan, wozu er Zug und Recht hatte, sondern Sünde und Strafe auf Christum gelegt und damit uns abgenommen. Die Gnade hat gleichsam die Gerechtigkeit in ihren Dienst genommen und der Gerechtigkeit diese Richtung angewiesen, daß die Strafe, statt an den Sündern, an Christo zum Vollzug kam. Von den neueren Theologen wird in Lehre und Predigt der Prozeß der Rechtfertigung oft also dargestellt. Der Mensch ist in Sünde und Verderben gerathen. Aber Gott konnte dieses sein armes Geschöpf nicht verderben lassen. Es wäre zu hart, zu grausam, Gottes unwürdig gewesen, hätte er die Sünder auf ewig dem Verderben und der Verdammniß anheimgegeben. Gottes Gerechtigkeit, vor Allem aber Gottes Liebe forderte die Erlösung. Die Erlösung war a parte Dei nothwendig. Es war, es

ist ein reiner Rechtsprozeß, daß Christus für die Sünder büßte und die Sünder nun von Sünde und Strafe frei und ledig sind. Das sind schwache, menschliche Gedanken. Die menschliche Vernunft ärgert sich an der freien Gnade Gottes. Gott hat uns über den Weg der Gerechtigkeit etwas Anderes offenbart, was der Menschen Denken und Begreifen weit übersteigt. Wir wissen aus der Schrift, daß Gott aus Gnaden, umsonst, geschenktweise die Sünder gerecht macht, daß Gott aus Gnaden die Sünder gerade auf die angegebene Weise gerecht macht, durch die Erlösung, die durch Christum geschehen ist, durch das Blut Christi. Gott ist und bleibt gerecht und wahrt auch bei der Rechtfertigung der Sünder seine Gerechtigkeit. Der Sünde wird der Sold ausgezahlt. Aber daß Christus dazwischen kam und Sünde, Fluch, Tod, Zorn auf sich nahm, daß Gott nun mit dem Blut Christi die Sünder von ihren Sünden reinigt und rechtfertigt, das ist purlautere Gnade, freie Liebe Gottes, Liebe, zu der Gott nach keiner Seite verpflichtet und verbunden ist. Aus Gnaden, geschenktweise, werden wir gerecht durch Christum, durch Christi Blut.

St. Paulus schaltet aber dieser seiner Aussage von der Rechtfertigung aus Gnaden durch Christi Blut noch die Worte ein: „Durch den Glauben.“ Er bemerkt ferner, daß Gott den gerecht macht, der da ist des Glaubens an Jesum. Er sagt Vers 28., daß der Mensch durch den Glauben gerecht wird. Die Meinung ist nicht die, daß, nachdem Gott durch Christum die Sünder erlöst und Christum zu einem Gnadenstuhl gesetzt hat, der Mensch wenigstens das Eine thun und nun auch glauben müsse. Nein, auch diese Worte „durch den Glauben“ sind dem Hauptsatz: „wir werden gerecht aus seiner Gnade“, untergeordnet. Das ist die Meinung: wir brauchen das nur zu nehmen, was Gott uns schenkt. Wer das Lösegeld, Christi Blut, nimmt und sich dessen tröstet, wer zu diesem Gnadenstuhl, Christo, seine Zuflucht nimmt, der ist gerecht. Gott hat Christum zu einem Gnadenstuhl nicht nur gemacht, sondern „vorgestellt“ (προέθετο) im Evangelium. Und wer nun dem Evangelium glaubt, der ist gerecht. Der Glaube, der eben das nimmt und empfängt, was Gott gibt, daß wir durch den Glauben, das bloße Nehmen, gerecht werden, beweist, daß Gott aus lauter Gnade, aus freier Liebe, geschenktweise uns gerecht macht.

Schließlich verdeutlicht der Apostel den Hauptbegriff: „aus seiner Gnade“ noch durch den Gegensatz. Er schließt geflüchtig die Werke, das Verdienst der Werke aus. Wir nehmen noch Vers 27. und 28. hinzu. „Wo bleibt nun der Ruhm? Er ist ausgeschlossen. Durch welches Gesetz? Durch der Werke Gesetz? Nicht also, sondern durch des Glaubens Gesetz. So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ „Gesetzes Werke“ bedeutet so viel, als Erfüllung des Gesetzes, daß der Mensch das thut, was das Gesetz von ihm fordert. Daher Mose so oft bemerkt, daß wer das alles thue, was geschrieben steht, was Gott im Gesetz fordert, leben werde. So sind unter

des Gesetzes Werken auch die Affecte und Bewegungen des Herzens mit einbegriffen. Denn Gottes Forderung bezieht sich auch auf Herz und Gesinnung. Also jedwedes Verhalten des Menschen, jede Bewegung seiner Seele, seines Willens, auch der Glaube als Verhalten, ist ausgeschlossen, wenn die Werke ausgeschlossen sind. Es ist grundverkehrt, wenn die neueren Theologen hier also eregesiren, daß der Mensch nicht durch Werke, das ist, äußerliche Opfer und Leistungen, sondern durch die rechtschaffene Gesinnung seines Herzens, das ist, durch den Glauben gerecht werde. Nein, der Glaube, der nur auf das sieht, was Gott gibt und schenkt, steht hier im Gegensatz zu Allem, was der Mensch thut, wirkt, redet, denkt, will, sich vornimmt, zu Allem, was das Gesetz vom Menschen fordert. Das alles ist hier ausgeschlossen. Ganz allgemein, ganz absolut wird gesagt: „ohne des Gesetzes Werke.“ Der Rechtfertigung gehen keine Werke voran, durch welche sie etwa veranlaßt wäre. Sie sind ja auch allzumal Sünder und können nichts Gutes thun, es ist auch nichts Gutes in ihnen, in ihrem Herzen. Auch bei der Rechtfertigung selbst concurriren keinerlei Werke, Leistungen, Willensbewegungen des Menschen. Der Glaube, durch den wir gerecht werden, tröstet sich einzig und allein des Blutes und Verdienstes Christi und sieht von der eigenen Person ganz ab. Es ist auch nicht an dem, daß die wirklich guten Werke und Bewegungen des Herzens, die der Rechtfertigung folgen, irgendwie auf die Rechtfertigung influiren. Die nachfolgenden guten Werke sind keine Gegenleistung, keine nachträgliche Compensation. Sie sind ja vielmehr Folge und Wirkung der Rechtfertigung. Letztere ist vorher schon complet, vollständig absolvirt. Nach allen diesen Beziehungen sind die Werke des Gesetzes von der Rechtfertigung ausgeschlossen. Nur dann, wenn Gesetz und Werke ausgeschlossen sind, bleibt die Rechtfertigung „aus Gnaden“ intact. Wenn Gott irgend welche Leistung oder gute Gesinnung des Menschen, vorhergehende oder nachfolgende, in Anschlag brächte, wenn er den Menschen gerecht macht, so wäre das keine Gnade mehr, keine freie Liebe, kein freies Geschenk der Liebe. In uns liegt keinerlei Motiv unserer Rechtfertigung und Seligmachung. Das einzige Motiv ist der gnädige Wille Gottes.

Wir fügen noch etliche Glossen alter Lehrer zu Röm. 3, 24. an. Luther schreibt: „Gottes Barmherzigkeit und Gnade wird umsonst den Unverdienten gegeben.“ „Die Gnade wird nicht allein gegeben den Unverdienten, sondern auch den übelverdienten Menschen und Feinden der Gnade.“ Erl. Ausg. 24, 98. Johann Gerhard: Ut illustrior esset significatio vocabuli gratiae et firmitus munita contra omnes corruptelas, ideo apostolus addit vocabulum „gratis“, ut sit sensus, nos sine ullo merito nostro, imo contra meritum nostrum coram De justificari. Justificamur gratis, hoc est, nihil operantes neque vicem reddentes, ut exponit Ambrosius, nec praecedentibus operibus meremur neque sequentibus compensamus. Deus nihil invenit in nobis, unde salvet, multum autem

invenit, unde damnet. Loci, Ausgabe von Preuß, Tom. III, 310. Quenstedt: Gratia gratuita dicitur, quod hoc beneficium (justificatio) confertur nobis non modo indignis et longe aliud meritis, sed etiam sine quocunque operis nostri interventu. Syst. loc. Leipzg. Ausg. von 1702. Tom. III, 534.

G. St.

(Fortsetzung folgt.)

„Eine Stimme aus Mecklenburg über die Lehre von der Gnadenwahl.“

Unter dieser Ueberschrift druckt „Herold und Zeitschrift“ vom 28. Februar d. J. den größten Theil eines in der Luthardt'schen Kirchenzeitung erschienenen Artikels ab. „H. u. Z.“ thut dies in guter Meinung. Es heißt in der Vorbemerkung: „Der Berichterstatter des genannten Blattes (der Luthardt'schen Kirchenzeitung) scheint in seiner Beurtheilung der erschienenen Schriften den Trennungspunkt der gegnerischen Seiten ganz besonders genau angegeben zu haben.“ Diesem Urtheil muß widersprochen werden. Jener „Berichterstatter“ hat den eigentlichen Streitpunkt nicht nur nicht herausgestellt, sondern total verschoben, so daß, wer die Sachlage nach des „Berichterstatters“ Darstellung beurtheilt, gänzlich irregehen muß. Und „H. u. Z.“ hat durch Abdruck jener Darstellung seinen Lesern einen schlechten Dienst erwiesen. Dieses Blatt hat damit nicht einen Beitrag zur Klärung, sondern zur Verwirrung geliefert.

Wem jener „Berichterstatter“ eigentlich Recht gebe, ob den „Missouriern“ oder ihren „vielsachen Gegnern“, ist aus seiner Darstellung nicht klar ersichtlich. Doch sagt er von der Lehre der „vielsachen Gegner“ der Missourier, daß derselben „der dogmenbildende Geist der Kirche“ „schließlich“ „die Fassung“ gegeben habe. Und da nach der neueren Theologie nicht Gottes Wort oder der Heilige Geist, sondern „der dogmenbildende Geist der Kirche“ die „Dogmen“ bildet, so wird er sich wohl auf die Seite „der vielsachen Gegner“ der Missourier neigen, zumal er von den Letzteren sagt, sie hätten „den Gedanken von der Kirche als einem objectiven Institute aufgegeben“. Doch das nur beiläufig. Wie stellt jener „Berichterstatter“ die Sachlage im Streite über die Lehre von der Gnadenwahl dar?

Er führt zunächst den Gedanken aus, daß sowohl unsere Lehre von der Gnadenwahl als auch die Lehre unserer Gegner von solcher Beschaffenheit sei, daß etwas Falsches folge, wenn man die der menschlichen Vernunft nothwendig erscheinenden Schlüsse ziehe. Aus unserer Lehre folge Calvinismus, aus der gegnerischen Lehre Synergismus. Darnach heißt es weiter: „Wir können deshalb das in diesem Streite vielfach beobachtete Verfahren nicht billigen. Man darf doch nicht, wenn man

von dem Punkte, in welchem sich nach der eigenen Anschauung die Unbegreiflichkeit der Lehre concentrirt, die Schlußfolgerungen der menschlichen Vernunft zurückweist, diese dann an dem Punkte, wo sich die gegnerische Anschauung (der gegnerischen Anschauung? L. u. W.) das Dogma in die Unbegreiflichkeit zurückzieht, anzuwenden sich für berechtigt erachten. Oder thut man es doch, so wird man die Zurückbiegung des Verfahrens sich gefallen lassen müssen. Die Schrift Brauer's ¹⁾ ist in dieser Hinsicht instructiv. Den Satz des Rostocker Erachtens, daß das Nichtwiderstreben des Menschen im Akte der Bekehrung kein Thun sei, hatte bereits ein amerikanisches Blatt in Anspruch genommen, um in seinen Schlußfolgerungen daraus ²⁾ den Synergismus der Rostocker herauszukehren, ja, sogar sein Wehe über ein Land zu rufen, dessen theologische Jugend solchen offenbar pelagianisirenden Lehrern anvertraut sei. Brauer folgt in seinen Ausführungen diesem amerikanischen Vorläufer, nur allerdings in maßvolleren und geziemenderen Ausdrücken. Er sagt, daß das Nichtwiderstreben des Menschen bei der Bekehrung, weil ja auch das Umgekehrte möglich sei, ein positives Thun involvire; und er sagt weiter, daß das Nichtwiderstreben des Menschen nicht bloß ein positives Thun involvire, sondern daß der Mensch, wenn er Gott nicht widerstrebe, sogar ein sittlich gutes Werk thue; denn das Widerstreben gegen Gott sei ein böses Werk; so müsse auch das Unterlassen des bösen Werkes, das Thun des Gegentheils, das Verwandeln des sittlich-bösen Widerstrebens in das sittlich-gute Nichtwiderstreben ein gutes, ein sehr gutes Werk sein; und in dieser Position fühlt sich dann Brauer so sicher, daß er sich vermißt, dieselbe gegen alle Facultäten der Welt, weil sie nicht das Gegentheil würden beweisen können, halten zu wollen. Wir aber möchten ihn bitten, uns zu gestatten, mit denselben Schlüssen und etwa auch mit denselben Worten da einzusetzen, wo die missourische Theorie sich hinter die Unbegreiflichkeit des Dogmas verschanzte, mit dem oft ausgesprochenen Canon, daß die Wahrheit uns nicht gegeben sei, sie mit unserer Vernunft zu reimen.“ Diese ganze Darlegung nun paßt auf die Stellung derer, welche sich in Amerika gegenüberstehen, nicht im Mindesten. Wohl haben wir, die „Missourier“, immer festgehalten, daß in geistlichen Dingen nicht mit Schlußfolgerungen zu operiren sei, näher, daß ein Satz, wenn er anders in Gottes Wort geoffenbart vorliege, nicht um sogenannter nothwendiger Folgerungen willen zu ändern oder zu modificiren sei. Aber unsere Gegner haben ausgesprochenermaßen den entgegengesetzten Grundsatz zur Geltung bringen wollen. Man schrieb gegnerischerseits ausdrücklich: „Sind richtige und nothwendige Folgerungen aus einer aufgestellten Lehre falsch, so beweist das unwiderleglich, daß die Lehre selbst falsch ist.“ Daß hier Vernunftfolgerungen gemeint seien, geht aus der folgenden gegnerischen Aussprache hervor:

1) P. Brauer's Schrift gegen das Rostocker „Erachten“ ist gemeint.

2) Von uns hervorgehoben.

„Wenn Leute das nicht gelten lassen wollen, was durch Schlußfolgerung in ihren Sätzen enthalten ist (logically implied), so sollten sie ihre Aufstellungen fahren lassen oder modificiren.“ Es ist daher reine Phantasie, wenn in der Luthardt'schen Kirchenzeitung die Sache so dargestellt wird, als ob die streitenden Parteien in Bezug auf die Zulässigkeit oder vielmehr Unzulässigkeit von Vernunftfolgerungen in Glaubenssachen grundsätzlich einig seien. Und wenn nun „Herold und Zeitschrift“ diesen Artikel abgedruckt hat, so hat dieses Blatt damit, wie schon bemerkt, keineswegs einen Beitrag zur Klärung geliefert, sondern seinen Lesern die ganze Sache in ihren Grundsätzen verdunkelt und verwirrt. Es hätte, wenn es seine Absicht gewesen wäre, Verwirrung anzurichten, nichts Passenderes wählen können, als den Abdruck des in Rede stehenden Artikels. Seine Bemerkung: „Der Berichterstatter (der Luthardt'schen Kirchenzeitung) scheint in seiner Beurtheilung der erschienenen Schriften den Trennungspunkt der gegnerischen Seiten ganz besonders genau angegeben zu haben“, ist uns unerklärlich. Was uns hierzulande recht eigentlich von unseren Gegnern trennt, ist dies: Wir wollen in geistlichen Dingen und speciell in der Lehre von der Gnadenwahl keine Vernunftfolgerungen gelten lassen; unsere Gegner aber nehmen die gegentheilige Stellung ein, wie aus den oben angeführten Citaten hervorgeht.

Darnach sind nun auch die Einzelheiten der Darlegung des „Berichterstatters“ durchaus falsch. Es ist irrig, daß „ein amerikanisches Blatt“ den Satz der Rostocker, das Nichtwiderstreben des Menschen im Acte der Bekehrung sei kein Thun, „in Anspruch genommen hatte, um in seinen Schlußfolgerungen daraus den Synergismus der Rostocker herauszukehren“. Erstlich hat gegnerischerseits doch wohl Niemand ernstlich behauptet, daß in jenem Satz der Rostocker sich ein Geheimniß „concentrire“. Wenn ein Geheimniß bei jenem Satze sich befindet, so kann es nur dies sein, daß Jemand den Muth hatte, denselben aufzustellen. Sodann sind wir gegen den Satz nicht mit bloßen Schlußfolgerungen angegangen. Es bedarf hier ja der Schlußfolgerungen nicht. Der Satz der Rostocker nämlich, durch welchen dem Menschen in der Bekehrung das Nichtwiderstreben zugeschrieben wird (denn das ist ja der Zweck der Aufstellung desselben), steht direct mit Gottes Wort in Widerspruch. Gottes Wort sagt Röm. 8, 7. von der Gesinnung des natürlichen Menschen, daß sie eine Feindschaft wider Gott sei, also wider Gott angehe; die Rostocker aber sagen dazu direct Nein, indem sie behaupten, daß das Nichtwiderstreben sich bei dem natürlichen Menschen finde, derselbe also gegen Gott nichtfeindlich sei. Das amerikanische Blatt brauchte also nicht erst „durch Schlußfolgerungen“ „den Synergismus der Rostocker herauszukehren“, sondern die Rostocker haben ihren Synergismus — richtiger Pelagianismus — in ausdrücklichen Worten vor aller Welt herausgehängt. Auch P. Brauer, dessen Auseinandersetzung der „Berichterstatter“ übrigens nicht richtig

wiedergibt, operirt nicht mit bloßen Schlußfolgerungen gegen den Satz der Rostocker, sondern seine ganze Auseinandersetzung geht dahin, daß jener Satz selbst pelagianisch sei, daß in den Worten desselben Pelagianismus ausgesprochen vorliege. In dem ganzen letzten Lehrstreit war die Position diese: Wir haben nicht sowohl mit „Schlußfolgerungen“ die gegnerische Position bekämpft, als vielmehr alle Posten auf der gegnerischen Linie als solche in Anspruch genommen, die an sich — und nicht erst durch Schlußfolgerung — gegen Gottes Wort verstoßen und pelagianisch und synergistisch seien. Das gute „Verhalten“ des Menschen, das Unterlassen des muthwilligen Widerstrebens, als Grund und Voraussetzung der Bekehrung, Erhaltung und Gnadenwahl, die „bedingte“ Gnade, die Ungewißheit der Seligkeit 2c. — alle diese Posten haben wir für direct mit Gottes Wort streitend, als an sich pelagianisch, synergistisch, papistisch 2c. erklärt. Hingegen hat man unsere Position recht eigentlich nur durch „Schlußfolgerungen“ bekämpft. Wenn wir lehrten, daß die Gnadenwahl unserem Glauben 2c. nicht nachfolge, sondern als eine Ursache deß alles vorangehe, daß Gott bei der Gnadenwahl ein gutes „Verhalten“ unsererseits angesehen habe, daß der Mensch auch das muthwillige Widerstreben nicht aus eigenen Kräften lassen und so bei der Bekehrung und Erhaltung die Entscheidung zu seinen Gunsten bewirken könne, so hat man diese Sätze für falsch erklärt, weil daraus folge, daß Gott ein willkürlicher und parteiischer Gott, die Gnade eine particuläre, die Bekehrung eine Zwangsbekehrung sei u. s. w. Wer den letzten Lehrstreit ein wenig kennt, der weiß, daß in dieser Weise der Argumentation unsere „vielsachen Gegner“ ihre Stärke suchten und bei den Unkundigen auch wirklich hatten. Wir sprechen in Bezug auf jeden Zoll unserer Position: „So spricht der Herr! und darum nehmen wir es an“; gegnerischerseits lautete es: „Wie kann der Herr so gesagt haben?“ da dann das und jenes „folgen“ würde.

Wenn der Schreiber „aus Mecklenburg“ in der Luthardt'schen Kirchenzeitung diese Sachlage erwogen hätte, so würde er sich auch nicht so sehr wundern, daß er von P. Brauer sagen muß: „In dieser Position fühlt sich dann Brauer so sicher, daß er sich vermißt, dieselbe gegen alle Facultäten der Welt halten zu wollen.“ P. Brauer sucht nicht mühsam seinen Weg im Nebel der Speculation, will nicht durch „Schlußfolgerungen“ hinter Wahrheit oder Irrthum kommen, sondern steht auf den klaren, hellen Sprüchen des Wortes Gottes. Und das gibt, wie Christen aus Erfahrung wissen, durch Gottes Gnade ein so festes Herz, daß man seine Position nicht bloß gegen alle Facultäten der Welt, sondern auch noch gegen etwas mehr, sich zu halten getraut. Wenn dagegen der Schreiber „aus Mecklenburg“ von seiner eigenen gegen P. Brauer eingenommenen Position sagt: „Wir glauben uns in dieser Position unsern Schlußfolgerungen gegenüber allen Facultäten der Welt, die je einmal citirt sind, ebenso sicher und unangreifbar, als es Brauer in der seinigen zu sein glaubt“, so kann er zwar P.

Brauer die Worte nachsprechen, aber daß nichts hinter diesen Worten sei — auch nicht das Allergeringste — erkennt jeder Christ, welcher weiß, daß nur Gottes Wort ein festes Herz geben kann.

Weil wir nun einmal durch „Herold und Zeitschrift“ bei dem Schreiber „aus Mecklenburg“ sind, so möchten wir noch auf einen von „Herold und Zeitschrift“ nicht abgedruckten Schluppassus hinweisen. Schon dieser Schluppassus hätte nach unserer Meinung unser amerikanisches Blatt abhalten sollen, den Schreiber „aus Mecklenburg“ in seinen Spalten reden zu lassen. Derselbe bemerkt nämlich schließlich: „Brauer gilt für einen Mann, der die lutherische Kirche lieb hat und für die Reinheit ihrer Lehre eifert. Wir bedauern aber, daß die von ihm ausgegangene Schrift nicht dasjenige Maß wissenschaftlicher Untersuchung und Beweisführung erkennen läßt, welches für den Zweck, den sie sich gesetzt hatte, ein unumgänglich nothwendiges Erforderniß gewesen wäre. Wer es unternimmt, eine theologische Facultät, deren Rechtgläubigkeit bisher keinem Zweifel unterstellt worden ist (!), in dieser Hinsicht öffentlich zu verächtigen, muß, wenn er sich nicht einer Gefahr aussetzen will, die wir hier nicht näher bezeichnen wollen, für dies sein Unterfangen, abgesehen von der Erforderniß des nöthigen Geschicks, auch den nöthigen wissenschaftlichen Apparat in Bewegung setzen.“ Wir müssen hier sagen, daß der Schreiber „aus Mecklenburg“ mit diesen Worten sich einer Gefahr nicht bloß ausgesetzt hat, sondern offenbar einer Gefahr erlegen ist, die wir hier nicht näher zu bezeichnen brauchen. Der Schreiber „aus Mecklenburg“ hätte verdient, daß ihn Jemand vom hohen Roß herunterholte, der recht die Geißel des Spottes schwingen kann. Wer die Brauer'sche Schrift mit dem dieselbe beurtheilenden Artikel „aus Mecklenburg“ vergleicht und etwas geistliches Urtheil hat, der sieht, daß der stolze Artikelschreiber so tief unter P. Brauer steht, daß er letzteren gar nicht einmal verstanden hat. Und doch wagt er es, P. Brauer von oben herab zu behandeln. Der Schreiber „aus Mecklenburg“ gehört offenbar zu den Geistern, die geistlich und geistig zu stumpf sind, als daß sie ihre Armseligkeit merkten. Sie glauben Theologen zu sein, wenn sie sich in einem gewissen Kreise von modern-theologischen Phrasen bewegen und mit diesem Material über ein Thema sich ergehen können. Dabei glauben sie denn auf den „theologischen Höhen“ zu stehen, von welchen aus sie mit Geringschätzung auf einen wahren Theologen, wie P. Brauer, der nicht über Gottes Wort hinaus klug sein will, herabschauen. Der Schreiber „aus Mecklenburg“ vermißt in P. Brauer's Schrift das gehörige „Maß wissenschaftlicher Untersuchung und Beweisführung“ und „den nöthigen wissenschaftlichen Apparat“! Es wäre interessant gewesen, wenn er das von ihm Vermißte etwas näher beschrieben hätte. Wahrscheinlich gibt er uns eine Probe von dem „nöthigen wissenschaftlichen Apparat“ in dem folgenden Raisonnement: „Den Einen“ — nämlich den „vielfachen Gegnern“ der Missourier — „ist die Kirche das Institut der

Völker-Gewinnung und Völker-Befehrung; mit Rücksicht auf den Beruf und die Aufgabe der Kirche in der Welt sind sie gedrungen, die Universalität der Gnade und die universale Wirkung der Gnadenmittel in den Vordergrund zu stellen. Darin liegt auch der Grund, weshalb der dogmenbildende Geist der Kirche (!) dem strittigen Dogma schließlich diejenige Fassung gegeben hat, welche dasselbe nach anfänglichem Schwanken in der lutherischen Dogmatik gefunden hat. Die Anderen“ — die Missourier nämlich — „haben den Gedanken von der Kirche als einem objectiven Institute aufgegeben; die Kirche hat sich ihnen in eine Summe von Gemeinden, die Gemeinde in eine Summe von Gläubigen dismembrirt; das kirchliche Interesse derselben hat deshalb weder nöthig, den Universalismus zu betonen, noch braucht es die prädestinationische Einschrumpfung der kirchlichen Grenzen zu fürchten.“ — Was übrigens die „wissenschaftliche Untersuchung und Beweisführung“ und den „wissenschaftlichen Apparat“ der modernen Theologie betrifft, so sollte man damit nur vor denen renommiren, die diese Waare nicht näher auf ihren eigentlichen Gehalt geprüft haben. Auch die „Wissenschaft“ der Rostocker Theologen in dem „Erachten“ ist sehr fadenscheinig. Das Erachten ist nämlich auch in formeller Hinsicht ein gänzlicher Fehlschlag. Es verräth einen auffallenden Mangel an Logik. Es will einmal mit dem lutherischen Bekenntniß die gänzliche Unfreiheit des natürlichen Menschen in geistlichen Dingen behaupten; dann aber lehrt es auch wieder ganz ausführlich ein arbitrium liberum des natürlichen Menschen in geistlichen Dingen, indem es von den Auserwählten sagt, es beruhe „auf ihrem Verhalten auf Grund der ihnen gelassenen Freiheit dem Wirken der Gnade gegenüber, daß sie nicht wie Andere durch ihr Widerstreben das Werk der Gnade verhindern“. Ferner will das Gutachten Röm. 8. 7.: „Fleischlich gesinnt sein, ist eine Feindschaft wider Gott“ anerkennen und kann doch zu gleicher Zeit den Satz aufstellen: „Man thut kein gutes Werk, man thut überhaupt nichts, wenn man nur Gott nicht widerstrebt.“ Also immer Ja und Nein zugleich in derselben Sache und in derselben Hinsicht. Die Rostocker Theologen „verfehlen sich“ — um mit dem „wissenschaftlichen“ Bekämpfer P. Brauer's zu reden — nicht bloß an der Lehre des lutherischen Bekenntnisses, sondern auch immerfort an sich selbst, indem sie in derselben Schrift das sofort negiren, was sie eben behauptet haben. Sie „präcludiren die menschliche Vernunft“ am ungehörigen Ort, nämlich bei ihren eigenen menschlichen Ausführungen. Das brachte freilich die Sache so mit sich. Die Rostocker Facultät will orthodox-lutherisch sein, sie mußte also gewisse lutherische Sätze bringen; zu gleicher Zeit aber will sie auch modern-wissenschaftlich sein und das thun, was man nach dem lutherischen Bekenntniß (Müller S. 715, 53) bleiben lassen soll, nämlich die einzelnen in Gottes Wort geoffenbarten Wahrheiten nach der Vernunft „reimen“. Dadurch gerathen diese Theologen immerfort in Widerspruch

mit sich selbst. Durch das Reimenwollen heben sie immer wieder auf, was sie mit dem lutherischen Bekenntniß bekennen wollen. Das Endergebniß der ganzen Proceßur ist, daß ihnen beides zumal in die Brüche geht, die lutherische Wahrheit und „die Wissenschaft“. Auch hier findet das Wort Anwendung: „Niemand kann zween Herren dienen“. Sie wollen noch zu viel lutherische Sätze festhalten, als daß sie „wissenschaftlich“ sein könnten, und sind zu „wissenschaftlich“, als daß sie die lutherischen Sätze in ihrem eigentlichen Sinn festzuhalten vermöchten. In dieser Zwittergestalt wandeln aber nicht bloß die Rostocker einher. Dieselbe ist der ganzen modernen „confessionellen Theologie“ eigen. Ein Docent der Logik fände für das sie male canitur in den Schriften dieser „wissenschaftlichen“ Theologie alle gewünschten Belege. Kurz: Von der modernen „wissenschaftlichen“ Theologie, insofern sie solche ist, — was sie sonst in mancher Beziehung erarbeitet hat, nehmen wir dankbar an — kann man weder „Theologie“ noch „Wissenschaft“ lernen. Wer's nicht glauben will, wird es einst zu seinem großen Schaden erfahren. F. P.

Wider die neuere Fälschung des lutherischen Schriftprinzips.

(Schluß.)

Nur wenn wir bei dem ausdrücklichen Schriftwort bleiben und uns nicht bewegen lassen, im Interesse der Vernunft dem Worte Gottes etwas abzubringen oder zwischen Gottes Wort Menschengedanken einzuschleichen, „haben wir die Verheißung, daß Gott bei unserem Lehren auch Leute und Zuhörer geben werde, die es annehmen.“

Es handelt sich hier um den „Erfolg“. Und da könnte es zunächst scheinen, als ob wir bei unserer Stellung, nach welcher wir uns auf keinerlei Vermittlung der Schriftausagen mit der Vernunft einlassen, sondern nur das „dürre“ Wort, wie Luther sich wohl ausdrückt, den Menschen vorhalten und auch für — nach dem Urtheile der Vernunft — „zusammenhangslose“ Sätze Glauben fordern, keinen Erfolg haben würden. Andererseits möchte Mancher dafür halten, daß diejenigen, welche die Lehren so darlegen, daß sie „dem intellectuellen Bedürfniß“¹⁾ Rechnung tragen und die Anstöße für die menschliche Vernunft möglichst beseitigen, mehr ausrichten würden.

Das ist ja auch der Sinn der „Vermittlung“. Man glaubt einem Interesse der Kirche zu dienen. Man will auf diese Weise namentlich die „Gelehrten“ und „Wissenschaftlichen“ mit dem Glauben der Kirche versöhnen. Aber diese Speculation ist eine verfehlte.

Auch schon äußerlich erweist sie sich oft als eine verfehlte Speculation.

1) So z. B. Luthardt.

Der natürlich-verständige Weltmensch verachtet die „Theologie“, welche sich vor der menschlichen Weisheit so duckt und bückt. Auch äußerlich ist daher oft schon mit dem „So spricht der Herr“ mehr gewonnen. Wenn aber Jemand entgegen sollte: „Wer ist der Herr, deß Stimme ich hören müßte?“ (2 Mos. 5, 2.), so wird man bei einem solchen auch mit allerlei vermittelnden Vernunftgedanken wenig ausrichten.

Aber wenn es nun auch gelingt, Jemand die christliche Lehre nach der Vernunft annehmbar zu machen: was ist denn damit gewonnen? Nichts! Der Erfolg ist nur Schein. Die christliche Lehre, darum annehmen, weil sie einem plausibel erscheint, ist noch lange nicht Glaube, sondern Unglaube. Es heißt recht eigentlich die Pferde hinter den Wagen spannen, Jemand dadurch für die Lehre der heiligen Schrift gewinnen zu wollen, daß man die „Vernünftigkeit“ derselben zu demonstrieren sucht. Der Glaube ruht eben nicht auf Vernunftbeweisen. Die moderne Apologetik, welche den Nachweis versucht, daß die christlichen Lehren, z. B. auch die Lehren von der Dreieinigkeit und von der Menschwerdung des Sohnes Gottes, schließlich ganz vernünftig seien und dadurch die „Gebildeten“ unserer Zeit für den christlichen Glauben einfangen will, hat nicht wenig zur Förderung des Unglaubens und zur Hinderung des Glaubens beigetragen.

Soll Jemand zum Glauben an Christum gebracht werden, so gilt es nicht, der menschlichen Vernunft den Hof zu machen. Es muß vielmehr auf das Entschiedenste die Forderung gestellt werden, die Vernunft gefangen zu nehmen unter den Gehorsam Christi. 2 Cor. 10, 5. Diese Demüthigung kann Niemand erspart werden. Es kann Niemand ein Christ werden und dabei seine eigene Weisheit — nämlich die in göttlichen Dingen prätendirte eigene Weisheit — behalten wollen. Was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, und es hat Ihm gefallen, durch thörichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben (1 Cor. 1, 27. 21.); darum gilt es, an aller eigenen Vernunft und Kraft zu verzagen. Durch diese enge Pforte müssen alle hindurch, die überhaupt in die christliche Kirche eingehen. Wenn nun die „Theologie“, welche den Glauben der menschlichen Vernunft „vermitteln“ will, diese Pforte größer gemacht hat, so groß, daß so ziemlich der ganze menschliche Eigendünkel mit hindurchgeht, so hat sie damit so viel zuwege gebracht, daß sie nun intra muros — die Welt hat, „Christen“ ohne Christenthum. „Der Schalk“ — sagt Luther — „der unter dem Pabstthum Fische hat gegessen, der isset jetzt Fleisch; solches ändert den Menschen nicht.“¹⁾ „Es muß hier die Vernunft zugehan und nur die Ohren und Herzen aufgethan und geglaubt sein, was euch Gottes Wort sagt, welches wir gewiß von Gott empfangen und Befehl haben zu lehren und zeugen. Also muß es zugehen, so ihr es auch erfahren wollt, daß ihr's glaubet und annehmet und lasset dieweil euren Dünkel

1) E. A. 18, 127.

fahren, der sich unterstehet, solch Ding zu begreifen und zu messen, welches doch die Vernunft nicht verstehen noch erlangen kann.“¹⁾

Und wenn wir nun auf die Entstehung wahren Glaubens sehen: was vermögen denn Menschengedanken, die man zur Herstellung eines „wissenschaftlichen“ Ganzen zwischen Gottes Wort einschieben zu müssen meint, zur Erzeugung des geistlichen Lebens? — ganz abgesehen davon, daß durch solchen Zusatz Gottes Wort selbst gefälscht und geändert wird. Weizen wächst nur aus dem Weizenkorn daher; nie aus dem, dem Weizen beigemischten, Unkrautsamen. Mag man letzteren mit dem ersteren noch so gut gemischt und zu einem „Ganzen“ vereinigt haben, die Ernte wird es offenbar machen: nur Weizen hat Weizen getragen, Unkraut aber Unkraut gebracht. So ist es auch — im besten Falle — lauter verlorene Mühe mit den Menschengedanken, welche man zwischen das Wort einschiebt, um daraus ein „Ganzes“ im Sinne der Vernunft zu machen. Die eingeschobenen „vermittelnden“ Menschengedanken, wie schön, passend und nothwendig sie auch der menschlichen Vernunft erscheinen, dienen nun und nimmermehr zur Hervorbringung des geistlichen Lebens, zur Erzeugung des Glaubens. Die Christen sind wiedergeboren, nicht aus dem „vergänglichen“ Samen menschlicher Weisheit, sondern aus dem unvergänglichen Samen, nämlich aus dem lebendigen Wort Gottes, das da ewiglich bleibet, 1 Pet. 1, 23. Der Glaube kommt aus der Predigt, nämlich aus der Predigt, die durch das Wort Gottes ist, Röm. 10, 17. Christus selbst beschreibt die Kirche, für die er betet, als bestehend aus solchen, so durch ihr — nämlich der Apostel — Wort an ihn glauben werden, Joh. 17, 20. So gewiß die Christen „nicht von dem Geblüt, noch von dem Willen des Fleisches, noch von dem Willen eines Mannes, sondern von Gott geboren“ werden, so gewiß ist auch allein Gottes Wort, nicht aber Menschenwort, der Same der Kirche. „Der Heilige Geist“ — sagt Luther — „gibt Niemand den Glauben durch bloße Speculation oder Gedanken, sondern nur durch das Wort. Denn das Fleisch streitet immer wider den Geist und auf die Gedanken oder Speculation des Fleisches folget nichts.“²⁾ Luther schreibt zu 1 Pet. 1, 23.: „Durch einen Samen sind wir wiederum geboren; denn es wächst kein Ding anders, wie wir sehen, denn durch Samen. Ist nun die alte Geburt aus einem Samen herkommen, so muß die neue Geburt auch von einem Samen sein. Was ist der Same aber? Nicht Fleisch und Blut. Was denn? Es ist nicht vergänglich, sondern ein ewig Wort. Das ist es alles mit einander, davon wir leben. Speis und Futter. Doch vornehmlich ist es der Same, dadurch wir neu geboren werden; wie er hier sagt. Wie gehet nun das zu? Also: Gott läßt das Wort, das Evangelium ausgehen

1) E. A. 12, 450.

2) Zu 1 Mos. 27, 21. 22. St. L. Ausg. II, 290.

und den Samen fallen in die Herzen der Menschen. Wo nun der im Herzen haftet, so ist der Heilige Geist da und macht einen neuen Menschen.“¹⁾

Darum können wir, die wir weiter nichts als das einfache, nackte Wort Gottes zu predigen wissen, unverzagt sein. Wir haben freilich nicht den Beifall der Welt. Auch nicht den Beifall derer innerhalb der äußeren Christenheit, welche bewußt oder unbewußt Gottes Sachen nach ihrer Vernunft messen. Wir wollen aber auch gar keinen Beifall, der von der menschlichen Vernunft ausgeht. Wir wollen Beifall, den der Heilige Geist wirkt. Der Heilige Geist aber wirkt einzig und allein durch Gottes Wort. Bleiben wir daher nur unverrücklich bei diesem Wort. Bleiben wir treue Haushalter über „Gottes Geheimnisse“ (1 Cor. 4, 1.) und gehen wir nicht mit dem menschlichen Verstande bequemen Menschengemächten um. Bauen wir der menschlichen Vernunft keine Brücke, beharren wir unbeugsam bei der Forderung, daß die Vernunft unter den Gehorsam Christi gefangen zu nehmen sei. Sehen wir zu, daß das Wort, welches wir vor der Kirche Gottes reden, immer nur das Wort sei, welches aus Gottes Munde gegangen ist. Dann gilt uns die Verheißung Jes. 55, 10.: „Gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin kommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend, daß sie gibt Samen zu säen und Brod zu essen: Also soll das Wort, so aus meinem Munde gehet, auch sein, es soll nicht leer wieder zu mir kommen, sondern thun, das mir gefällt; und soll ihm gelingen, dazu ich's sende.“ „Darum, dieweil wir ein solch Amt haben, nach dem uns Barmherzigkeit widerfahren ist, so werden wir nicht müde, sondern meiden auch heimliche Schande und gehen nicht mit Schalkheit um, fälschen auch nicht Gottes Wort, sondern mit Offenbarung der Wahrheit und beweisen uns wohl gegen aller Menschen Gewissen vor Gott.“ 2 Cor. 4, 1. 2. F. P.

Literarisches.

Vademecum aus Luthers Schriften. Für die evangelischen Schüler der oberen Klassen höherer Lehranstalten zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Gustav Krüger, Herzogl. Anhalt. Schulrath und Gymnasialdirector zu Dessau, und Dr. Joh. Delius, Gymnasiallehrer zu Eisenach, † 11. December 1884. (Gotha 1884, F. A. Perthes. VII, 109 S. gr. 8.)

Hierzu macht das Leipziger „Theologische Literaturblatt“ vom 6. Februar folgende Bemerkung: „Das Buch will dazu“ (daß nämlich die Schüler höherer Lehranstalten mit Luther aus dessen eigenen Schriften bekannt gemacht werden), „ein Wegweiser sein, indem es eine Auswahl einiger Hauptschriften des Reformators darbietet. Denn es versteht sich von selbst, daß das Studium der Schriften Luthers der geeignetste Weg ist, sein Vorbild in dem Herzen der Jugend lebendig zu erhalten. Zunächst ist dabei an die Schüler der höheren Lehranstalten gedacht, für die es allerdings sehr erwünscht ist, daß sie nicht bloß wie bisher

1) E. A. 51, 375.

meist etwas über Luther, sondern von Luther zu hören bekommen. Das Buch enthält: 1. Die 95 Thesen; 2. An den Adel; 3. Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche (kurze Inhaltsangabe); 4. Von der Freiheit eines Christenmenschen; 5. An die Rathsherrn; 6. Sendbrief vom Dolmetschen, letzteres Stück im Original, während die übrigen unserer heutigen Ausdrucksweise angepaßt sind, und zwar in der Weise, daß dadurch der ursprüngliche Charakter nicht verwischt worden ist.“ Trotz dieser Versicherung ist es sehr zu bedauern, daß nicht der Luther, wie er redete und schrieb (und er verstand bekanntlich deutsch zu reden) den Schülern „höherer Lehranstalten“ dargeboten worden ist. Das verderbt einem die Freude an dem sonst so vortrefflichen Unternehmen. W.

Friedrich Theodor Horning, Pfarrer an der Jung St. Peterkirche in Straßburg. Lebensbild eines Straßburger evang.-lutherischen Bekenners im 19. Jahrhundert. Von Wilhelm Horning, Pfarrer an Jung St. Peter. (Mit dem Brustbild.) Dritte Auflage. Straßburg 1884. Selbstverlag, Helenengasse 1.

In dieser Biographie wird dem Leser das Bild eines höchst originellen, charaktervollen, aus dem Rationalismus nach und nach zur Erkenntniß der reinen lutherischen Lehre hindurchgedrungenen und im Elsaß für die Erweckung lutherischen Glaubens mit großem Eifer und sichtlichem Erfolg wirkenden Mannes vorgeführt. Zwar muß Unterzeichneter bekennen, daß er seit Empfang des „Lebensbildes“ durch die Güte des Herrn Verfassers schlechterdings die nöthige Zeit dazu nicht habe finden können, das Buch ganz durchzulesen; wir achten es aber für unsere Pflicht gegen unsere Leser, namentlich aus den Theologen, sie ohne Verzug auf das Erscheinen des Buches aufmerksam zu machen und ihnen dasselbe zu empfehlen. Wir thun dies um so getroster, als wir erstlich bereits ein gut Theil des 367 Seiten in Großoctav starken Buches gelesen, und zum andern das Original des Lebensbildes nicht nur aus seinen schriftlichen Zeugnissen, sondern auch vor nun 25 Jahren als einen Mann lutherischen Geistes persönlich kennen gelernt und von ihm bei dieser Gelegenheit unter allen die beste lutherische Predigt in Deutschland gehört haben. Jedenfalls ist das Buch in hohem Grade interessant und belehrend. Nur zwei kurze Abschnitte aus demselben mögen hier Platz finden, welche zeigen, wie der selige Horning das erste Licht erhielt, aus seinem Rationalismus und hernach aus seiner Unklarheit herauszukommen. Was das Erste betrifft, so lesen wir S. 36 f. Folgendes: „Der Vicar (Horning) hatte, wenn er zu Kranken gerufen wurde, die Gewohnheit, sich bei der Pfarrfrau zu erkundigen, welcher Art dieselben seien, ob Böse oder Gute, ob Fromme oder Gottlose. Wurde ihm gesagt, daß sie brav und rechtschaffen seien, o dann war er froh! Denn da meinte er leichte Arbeit zu haben. Wenn sie hingegen zu den Sündern gehörten, dann war sein innerer Jammer groß! Er hatte schon etliche Wochen in Zttenheim gewirkt, als er zu einer alten sterbenden Frau gerufen wurde. Die Pfarrfrau gab ihr das beste Lob. Da nahm er sofort seinen Hut und besuchte sie mit großer Freude. Bei seinem Eintritt in das Sterbezimmer öffnete sich der Kreis der umstehenden Kinder und Enkel. Es wurde der Sterbenden die Gegenwart des Herrn Pfarrers gemeldet. Sie lag abgezehrt da — erzählte Horning später — eine wahre Todesgestalt. Mit matten Blicken suchte sie die Gestalt des jungen Pfarrers. Ihr Geist war noch lebendig. Horning begann mit den Worten: Nun, liebe Frau, Sie können doch ruhig sterben! Sie sind eine fromme Person gewesen!“ und erging sich in allerlei Sprüchen über den Segen der Frömmigkeit und Gottesfurcht. Plötzlich aber regte sich die Alte. Mit großer Anstrengung arbeitete sie sich aus der Tiefe des Sterbelagers heraus. Horning wollte sich schon innerlich über die aufrichtende Wirkung seines Trostes erfreuen, als die Augen der Sterbenden immer durchbohrender ihn anblickten, und er sie mit bebender Stimme rufen hörte: „O Herr Pfarrer, sie spotten meiner? . . . Ich bin eine arme, arme Sünderin! Christi Blut und Gerechtigkeit, Das ist mein Schmutz und Ehrenkleid! Damit will ich vor Gott bestehen, Wenn ich werd in den Himmel gehen!“ Dem verblüfften Vicar wird's ganz unheimlich zu Muth. Es ist ihm, als fühle er wie einen Hammerschlag von Oben! — Die Sterbende legt sich wieder nieder, und nun fließt ein Glaubensvers nach dem andern aus dem Gefäß ihres brechenden Herzens. Da stund er dann, als ein mit aller seiner Vernunft-Weisheit zu Schanden gewordener vor dem lebendigen Glauben eines Kindes Gottes. Glückselige Alte, die wußte, an wen sie glaubte! Sie bedurfte wahrlich des jungen Pfarrherrn nicht! — Wenn aber statt dieser gläubigen Seele ein armes Menschenkind, das in Todesnoth nach göttlicher Gewißheit ringt, zagend an seinen Lippen gehangen wäre, und der Verzweif-

lung nahe in seinem Zuspruch nach Trost und Gewißheit gesucht hätte?? Unglückseliger Pfarrer! Mit den verlorenen Trostmitteln der Wertgerechtigkeit und einer göttlichen Gnadenverkündung ohne göttliche Genugthuung hätte er sie müssen dahinstirben lassen, ohne wahren Trost! In diesem Augenblick wurde Horning die Genugthuung Christi klar. Es wurde ihm offenbar, wozu und für wen sie da war. Durch den Glaubensblick einer greisen Hannah ward er hinweggeleitet von dem löcherichten Brunnen der Wertgerechtigkeit zu der lebendigen Quelle des Glaubens an die Verführung, so durch Christum geschehen ist! Geschlagen, beschämt kehrte er ins Pfarrhaus zurück.“ — Was das Andere betrifft, so heißt es in dem Buche S. 56 f.: „Da Grafenstaden von den Wiedertäufern heimgesucht war, so suchte Horning in Gottes Wort Mittel und Waffen, ihre Irrelehren zu bekämpfen. Daneben sah er sich in der Klostammer der Kirche nach den in früheren Zeiten gebrauchten Waffen um; das vierte Hauptstück des lutherischen Katechismus wurde ihm wichtig. Er betonte dasselbe bei den Taufhandlungen. Anfangs aber redete er über die biblisch - lutherische Tauflehre, ohne rechte innere Glaubenserfahrung der Taufn a d e zu haben. Nur nach und nach erfuhr und bezeugte er sie als eine wirkliche Heilsgnade. Einst — es war an einem Sonntag-Abend — machte er, als es dunkel geworden, nach Gewohnheit einen stillen Rundgang durch das Dorf (der junge Pfarrer hält noch immer Polizei und hat ein scharfes Auge auf das Getreibe der Jugend). Da vernahm er plötzlich ein gar lautes Gespräch in der Stille der Nacht; er blieb stehen. Eine lebhafte Discussion hatte sich vor einem Hause zwischen etlichen auf Baumstämmen sitzenden Männern entsponnen. Er hörte: „Was hat unser Pfarrer nur heute wieder gepredigt? Er hat so viel Wesens von der Taufe gemacht, immer die Taufe gepriesen! Wie kann man nur eine ganze Predigt über die Taufe halten! Taufe! Was ist denn die Taufe?“ — „Ei“, antwortete der Angeredete eifrig, „weißt du nicht, wie es im Katechismus heißt: Sie wirkt Vergebung der Sünden, erlöset vom Tod und Teufel, und gibt die ewige Seligkeit allen denen, die dies glauben, wie denn die Worte und Verheißung Gottes lauten!“ — Dies kräftig ausgesprochene Zeugniß von der Taufe in der kernigen Sprache der Bibel und des Katechismus wirkte gewaltig auf Hornings Herz! Die Tauffherrlichkeit war ihm nie so klar aufgeleuchtet wie in dieser Nacht. Es wurde ihm zum bleibenden Herzenseigenthum, daß die Taufe eine Heilsthät Gottes ist, die den Grund zum ganzen Christenleben bildet. Auf diese und andere Weise bekam er nicht selten gar manches Schöne zu hören, das er nicht gesagt hatte, als hätte er's gesagt, und vernahm da manche tiefe Auslegung, die ihn schamroth machte, weil man sie im besten Glauben ihm zuschrieb, während er unbekannt dem Heiligen Geist den Mund geliehen, und den vollen Inhalt seiner Worte noch nicht erfaßt hatte. Er sagte oft: „Meine Worte vom Gesetz, vom christlichen Glauben, vom Gebet, von Taufe, vom Abendmahl und von der Schlüsselgewalt, waren besser als meine Person.“ Und: „von den Grafenstadener Bauern bekam ich manches, was mir die Professoren in Straßburg nicht gegeben hatten!“ So wuchs er im Glaubensleben mit seinen Pfarrkindern und diese mit ihm.“ — Der Preis des elegant ausgestatteten Buches ist 3 Mark 60 Pf., zu beziehen vom Verfasser, dem Sohn des Entschlafenen: W. Horning, ev.-luth. Pfarrer an Jung St. Peter. Straßburg, Elsaß. W.

Kirchlich - Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Unsere Negerbevölkerung im Süden. Von Statistikern ist wiederholt behauptet worden, daß die Negerbevölkerung im Süden im Vergleich mit der weißen Bevölkerung sich überaus stark vermehre. Auch der „Churchman“ vom 14. Februar weist auf die Rechnung eines im Süden lebenden Statistikers hin und fährt dann fort: „Diese Zahlen sind freilich nur ungefähr richtig, aber die Thatsache bleibt stehen, daß die Negerbevölkerung ein auch unter ungünstigen Umständen sich stark vermehrender Menschenschlag sei. Die Neger bieten eine Aufgabe dar, welche der Kirche zu schaffen macht. Sie müssen christianisirt werden, oder sie africanisiren das Land (im Süden). Entweder muß das Licht die Finsterniß besiegen, oder das Licht wird von der Finster-

niz überwunden. Die Neger verschwinden nicht wie die Indianer; sie sind ein anderer Menschengeschlag. Sie sind hier im Lande und werden hier im Lande bleiben. Diese Thatfachen sollten auf die Kirche den tiefsten Eindruck machen. Aber sie faßt dieselben nicht in ihrem ganzen Ernst auf. Das geht daraus hervor, daß sie so wenig für dieses Werk gibt und so geringe Anstrengungen in dieser Richtung macht. Was bis jetzt gethan ist, kann kaum Anspruch auf Beachtung machen, obwohl das Werk — ganz abgesehen von anderen Gründen — ein Werk der Selbstvertheidigung ist.“ Solweit der „Churchman“. Wenn man auch hinter einige Behauptungen ein Fragezeichen setzen möchte, so steht doch so viel fest: es gibt noch viel, sehr viel Arbeit für die Kirche unter der Negerbevölkerung im Süden. Und vor allem sollte die lutherische Kirche mit aller verfügbaren Kraft in diese Arbeit eintreten. Allein die lutherische Kirche kann den armen Negern recht helfen. Episcopale, Congregationalisten zc. haben leider zunächst die Cultivirung der Neger durch „education“, nicht deren Befehrung durch Gottes Wort im Auge. Diese Art Arbeit ist den modernisirten americanischen Secten eigenthümlich. Schreiber dieses ist überzeugt, daß gerade uns Lutheranern von der Synodalconferenz auch eine besonders günstige äußere Gelegenheit zur Mission unter den Negern geboten sei. Es fehlt nämlich im Süden unter den Negern noch vielerorten an Schulen. Ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung wächst gänzlich wild auf. Würden wir nun das Land hin und her möglichst mit lutherischen Wochenschulen besetzen, so würden wir durch diese Schulen die betreffenden Gebiete bald ziemlich beherrschen, das heißt, unter den bestimmenden Einfluß des reinen Wortes Gottes bringen. F. P.

Die Rollschuhbahnen (Skating Rinks). Auch die englischen Kirchenblätter machen in ihrer Weise ernstlich Front gegen das wie eine Sturmfluth hereinbrechende Unwesen der Skating Rinks. Der „Presbyterian“ läßt sich aus Ohio unter dem Titel „Roller-Skating Rink Craze“ schreiben: Dieser sociale Cyclon hat nun auch Ohio getroffen und scheint furchtbaren Schaden anzurichten. In fast jeder Stadt im Staate, die 1500 Einwohner zählt, ist ein Rink eingerichtet worden. Und die Städte von irgend welcher Bedeutung, welche bisher von diesem Gemeinshaden (nuisance) verschont geblieben sind — ihrer sind freilich verhältnißmäßig wenige — können von Glück sagen. Im Umkreise von 50 Meilen von dem Orte, wo Ihr Correspondent wohnt, sind während der letzten zwei Monate nicht weniger als 25 Rinks errichtet worden. In einer Stadt von 3500 Einwohnern bewerben sich 3 dieser Vergnügungsplätze um die Gunst des Publikums. In einer benachbarten Stadt war die Rollschuhbahn die Ursache des Verderbens einer reichen jungen Dame. In Youngstown war derselbe Ort gestern Abend der Schauplatz eines schrecklichen Ereignisses; ein junger Mann tödtete seine Verlobte und dann sich selbst. — Das Geld, welches gebraucht werden sollte, um Schulden zu bezahlen, die Familie mit dem Nöthigen zu versorgen und die Armen in dieser Zeit der Noth zu unterstützen, wird jetzt von Tausenden, die sich in diese Verrücktheit haben hineinziehen lassen, verschwendet. Die Schulkinder sind von dieser Manie ergriffen, und die Schulaufgaben und die Gesundheit leiden darunter. In den Gemüthern der College-Schüler dreht sich's und rollt es, während sie sich vergeblich bemühen, nach einem im Skating Rink verbrachten Abend ihr Aufmerksamkeit auf ihre Arbeiten zu richten. Chemannner und Hausfrauen lesen nicht mehr ihre Zeitschriften, die sie sonst so interessant fanden; denn sie müssen nun jeden Abend die Rollschuhbahn besuchen; und eins geht, um das andere zu beschützen. Und es macht doch einen zu lächerlichen Eindruck, wenn Männer und Frauen, die bereits so grau sind wie Blüchers Pferd, sich dort antreffen lassen und ihre steifen Glieder wieder gelenkig machen wollen. Aber das ist nicht alles. Der Wüßling und die unzüchtigen Weibspersonen mischen sich in den Haufen. Es scheint nur eine Maßregel zu geben, um den Rollschuhbahnen für vier Fünftel ihrer Besucher die verderbliche Anziehungskraft zu nehmen —

ein Gesetz, daß die Rinks für Männer und Frauen getrennt werden, wenn man nun einmal Holschuhbahnen haben muß. Jener Californier, welcher den unvergleichlichen Aufsatz über den „Todtentanz“ schrieb, hat jetzt ein Thema, in welchem er die Holschuhbahn als unser größtes nationales Uebel, das uns bedroht, abmalen kann. F. P.

„**Von der Einigkeit der christlichen Kirche.**“ Unter dieser Ueberschrift findet sich in dem von Pastoren des General-Concils herausgegebenen „Luth. Kirchenblatt“ vom 14. Februar ein Artikel, in welchem es nach Berufung auf Melancthon's Klage über die „rabies theologorum“ folgendermaßen heißt: „Wir meinen nun, daß die Hauptsache, und zur Einigkeit der Kirche vor allem nöthig ist, in der Heilslehre übereinzustimmen. In allen Stücken, die zur Seligkeit nothwendig sind, ist die heilige Schrift klar und deutlich, und so muß in der Kirche auch darüber Einigkeit herrschen. Die Lehren von der heiligen Dreieinigkeit, von der Gottheit Christi, von seinem alleinigen Verdienst, vom menschlichen Verderben, von der Rechtfertigung allein aus Gnaden, von dem Worte Gottes und den beiden heiligen Sacramenten als den Gnadenmitteln und andere mehr dürfen in der rechten christlichen Kirche nicht streitig sein.“ Wir müssen gestehen, daß dieser Katalog derjenigen Lehren, in welchen die Kirche einig sein solle, stark an das Programm der sogenannten Evangelischen Allianz erinnert. Wenigstens werden alle Philippisten, Schilastien, Synergisten, Calvinisten, sogenannte Positive in der Union u. a. m. jenen Katalog zu unterschreiben keinen Augenblick sich weigern. Jedenfalls gibt hier die Posaune des Concils einen sehr undeutlichen Ton. (1 Cor. 14, 8.) Wie die lutherische Kirche die nöthige „Einigkeit der christlichen Kirche“ beschreibt, ist bekannt. Sie sagt am Schlusse des 10. Artikels der Concordienformel: „Solchergestalt werden die Kirchen von wegen Ungleichheit der Ceremonien, da in christlicher Freiheit eine weniger oder mehr derselben hat, einander nicht verdammen, wann sie sonst in der Lehre und allen derselben Artikeln, auch rechtem Gebrauch der heiligen Sacramente mit einander einig.“ (S. 703 § 31.) Ausdrücke, wie diese: „In der Heilslehre“, „in allen Stücken, die zur Seligkeit nothwendig sind“, sind durch die Sprache der Irrlehrer so dehnbar geworden, daß sich dieselben zur Formulirung eines ehrlichen Bekenntnisses über die nöthige Einigkeit der rechtgläubigen Kirche in Lehre und Glauben durchaus nicht eignen. Wenn es jedoch weiter unten heißt: „Was in Gottes Wort klar und hell gelehrt wird oder sich daraus einfach und natürlich ohne Künsteleien ableiten läßt, das kann keine ‚offene Frage‘ heißen, über die man verschieden urtheilen kann“, so ist diese Erklärung an sich höchst anerkennenswerth; allein wenn man diese Erklärung mit der obigen und mit der Praxis des Generalconcils zusammenhält und an Zowa's Erklärung über das, was in Gottes Wort nicht „klar und hell gelehrt“ werde, denkt, so verderbt uns das die Freude wieder. W.

Deutlich ausgesprochene falsche Lehre. Wie mehrfach bekannt, haben die Vertreter der reinen Lehre von der Gnadenwahl innerhalb der norwegischen Synode zur Klarlegung und Vertheidigung der von ihnen bekannten Wahrheit eine längere „Verantwortungsschrift“ herausgegeben. In dieser „Verantwortungsschrift“ heißt es u. a.: „Wir verwerfen die synergistische Lehre . . ., daß die Seligkeit in einem gewissen Verstand nicht allein von Gott abhängig sei.“ Diesem Satz, dem jeder lutherische Christ nach dem klaren Verstand des 3. Artikels augenblicklich zusallen muß, setzt aber Prof. Schmidt in einem gegen die „Verantwortungsschrift“ gerichteten Seitenangriff wörtlich Folgendes als seine eigene (Schmidt's) Lehre entgegen: „Ich glaube und lehre jetzt wie früher, daß es kein synergistischer Irrthum, sondern klare Lehre des göttlichen Wortes und unsers lutherischen Bekenntnisses ist, daß die Seligkeit in gewissem Sinn nicht allein von Gott abhängt.“ — Das ist deutlich. Wirft du also selig, so hängt das, wie Prof. Schmidt lehrt, nicht allein

von Gott ab, der in uns das Wollen und das Vollbringen wirkt. Klarer hätte Prof. Schmidt seinen Grundirrtum nicht aufdecken können, und zwar so aufdecken, daß auch die weniger erkenntnißreichen lutherischen Christen nicht umhin können, denselben auf der Stelle als einen Irrthum zu erkennen. Wir hoffen daher zu Gott, daß dieses deutliche Hervortreten von Prof. Schmidt's Grundirrtum auch vielen lutherischen Christen, die bis jetzt noch nicht klar sahen, mit einem Schlage die Augen öffnen und sie mit der Macht innerer Ueberzeugung ins Lager der Wahrheit führen wird. C. D.

„Ein Stück americanische Kirchengeschichte.“ Unter dieser Ueberschrift findet sich in der „Allg. Rzt.“ vom 6. Februar eine interessante Correspondenz, aus welcher wir Folgendes hier mittheilen: „Das so freudig ins Leben gerufene Werk“ (Gründung des General-Concils) „sollte noch mit ernstesten Schwierigkeiten kämpfen müssen. Missouri hielt sich ganz und gar zurück. Es wollte von einer Organisation nichts wissen, ehe man nicht in ganz freien Conferenzen sich überzeugt habe, daß man nicht nur in der Lehre, sondern auch in der practischen Bethätigung derselben ganz übereinstimme, und es bahnte so allmählich die Bildung der Synodal-Conferenz an. Ohio beschickte zwar die erste Convention in Fort Wayne 1867, hatte aber die Constitution nicht angenommen und stellte die bekannten Fragen über die vier Punkte: Chiliasmus, Altar- und Kanzelgemeinschaft und geheime Gesellschaften, welche noch bis zu dieser Stunde die offene Wunde des General-Concils bilden. Auch die Iowa-Synode, die freilich gegen den Chiliasmus nichts zu erinnern findet, blieb wegen der drei anderen Punkte im Vorhofs des General-Concils als beratthende aber nicht beschließende Synode. Man forderte vom General-Concil die unumwundene Erklärung, daß jede kirchliche Gemeinschaft mit Nichtlutheranern, z. B. das Bedienen gemischter Gemeinden, Zulassung Andersgläubiger zum Abendmahl und nicht-lutherischer Prediger auf lutherische Kanzeln, verworfen werde, und diese Erklärung lehnte das General-Concil ab. Die Folge war der Austritt der Synoden von Minnesota, Wisconsin und Illinois; und auf allen folgenden Conventioneen zeigte sich trotz wiederholter Erklärungen über diese Punkte (besonders 1875 in Galesburg), daß in den Kreisen des General-Concils über dieselben noch tiefgehende Verschiedenheiten obwalten. Es trat überhaupt zu Tage, wie groß die Differenz zwischen den westlichen und den östlichen Synoden ist, und zwar in Folge ihrer beiderseitigen geschichtlichen Entwicklung. Vor etwa anderthalb hundert Jahren gegründet, hatte die lutherische Kirche des Ostens mehr oder weniger alle die verschiedenen Phasen des kirchlichen Lebens, Leidens und Strebens durchgemacht, welche in diesem Zeitraum die Kirche und Theologie des deutschen Vaterlandes charakterisirten; dabei hatte sich natürlich manches dem Bekenntniß der Kirche Widersprechende eingenistet. Dem gegenüber waren die meisten lutherischen Synoden des Westens mit ihrer Gründungszeit in viel günstigere Jahre gefallen. Recht aus der Fülle und Frische des wiedererstandenen Bekenntnisses heraus, theilweise mit dem Märtyrersinn einer ecclesia pressa, ist dort gebaut worden. Kein Wunder, daß da das ganze Gemeindeleben verhältnißmäßig leichter und consequenter nach den Grundsätzen des Bekenntnisses sich organisirte und manche Uebelstände von vornherein draußen gehalten wurden, welche anderswo mit hundertjährigen Wurzeln verwachsen waren. Späth bedauert deshalb selbst, daß man nicht vor der Organisation des General-Concils gründlichere Besprechungen gepflogen, wie es nicht nur Missouri, sondern auch manche nüchterne und vorsichtige Geister im General-Concil gewollt hatten. Und die Geschichte des Concils gibt ihm recht, wie er auch nachweist. Das Concil mußte die Arbeit nachholen; also trotz der klaren Resolutionen von Pittsburg und Galesburg, daß Abendmahlsgemeinschaft Kirchengemeinschaft sei, daß lutherische Kanzeln nur für lutherische Pastoren seien, kam man nicht zu dem gewünschten Ziele gegenseitiger Ueberzeugung. Und so schleppt das Concil einen Keim der Disharmonie mit sich herum, der seinem Gedeihen hinderlich ist.“

Juden. Nach dem Bericht des „Presbyterian“ klagen die jüdischen Rabbiner in New York, daß sie vor leeren Bänken predigen müßten und die Synagogen leer stünden, während es doch 60,000 Juden in New York gäbe. Um die Synagogen wieder zu füllen, will man Gottesdienste am Sonntag einrichten.

Papisten englischer Zunge. Der „Presbyterian“ berichtet: Im Jahre 1800 machten die Papisten ein Drittel der Bevölkerung von England und Irland aus; im Jahre 1884 weniger als ein Siebentel. In den Ländern, in welchen die englische Sprache gesprochen wird, gibt es 11,000,000 Papisten und 88,000,000 Protestanten.

II. Ausland.

Hannoversche Freikirche. Die „Pastoral-Correspondenz“ vom 17. Januar schreibt: Der unglückliche Hermannsburger Lehrstreit hat nun zu der befürchteten Spaltung geführt. Das „Kirchenblatt für die ev.-lutherischen Gemeinden in Preußen“ (früher von Nagel, jetzt von Grebe redigirt) schreibt, so wie die Sachen jetzt stehen, könnten die Breslauer augenblicklich weder mit der Hannoverschen Landeskirche noch mit der Hermannsburger Separation völlige Gemeinschaft halten. Erst seitdem in Hannover sich eine Breslauer Gemeinde durch Austritt aus der Hermannsburger Separation gebildet hat, die von Ruskke in Pyrmont pastorirt wird (dem nächsten Nachbar!), haben nach der Meinung der Breslauer die Glieder ihrer Kirchengemeinschaft eine Stätte, wo sie sich zum Sacrament halten können. Es ist also Hermannsburg jetzt ebenso wie unsere Landeskirche im Breslauer Bann. Nach dem „Reichsboten“ ist aber die kleine Gemeinde in Hannover nicht allein in diese zwei Theile gespalten, sondern es existirt noch eine dritte Parthei, die sowohl von Breslau wie von Hermannsburg nichts wissen will. Es scheint, als wenn diese von Wilmar'schen Ideen erfüllt wäre. Zwei von den früheren Vorstehern der St. Petri Gemeinde in Hannover (Hocholl und Schalk) sind nebst 21 anderen Erwachsenen und 20 Kindern am 14. December durch Superintendent Feldner in die Breslauer Kirchengemeinschaft aufgenommen. — In einer Correspondenz aus Hannover, welche in der „Allg. Kirchztg.“ vom 15. Januar sich findet, heißt es nach dem Bericht von der Organisirung einer Gemeinde nach Breslauer Grundsätzen: „Die andern Glieder der Gemeinde, welche einen solchen Anschluß nicht billigen, befinden sich ihrerseits in lebhaftem Streite über das Kirchenregiment. Einerseits spricht man demselben in Uebereinstimmung mit Pastor Harms das göttliche Recht ab und erkennt ihm nur den Charakter einer menschlichen Ordnung um des Wohls der Kirche willen zu; andertheils will man es durch Christum selbst der Kirche eingestiftet und den Geistlichen übertragen sein lassen.“ — Diese Zerspaltung ist ja nun freilich eine herzbrechende Erscheinung; wenn man aber daraus gegen die Berechtigung einer Separation von den verrotteten Landeskirchen und für das Bleiben in den letzteren Capital schlagen will, so ist das thöricht. Der heilige Apostel sagt deutlich: „Ich höre, es seien Spaltungen unter euch; und zum Theil glaube ich's. Denn es müssen Kotten unter euch sein, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar unter euch werden.“ (1 Cor. 11, 18. 19.) Sind hiernach Spaltungen und Kotten in der wahren Kirche wegen der immer und immer wieder auftauchenden Irrlehren und Irrlehrer unabwendbar, gerade so lange die lebendigen Glieder die Oberhand haben, so ist Zerspaltung sonderlich dann unvermeidlich, wenn eine kirchliche Gemeinschaft nicht einmal von Haus aus auf Einheit der Lehre und des Glaubens gegründet war, es sei denn, daß sich darin gar keine Glieder befinden, welche die Wahrheit erkannt haben und denen dieselbe Gewissenssache ist. Nur zu oft ist daher das friedliche Zusammenbleiben das traurige Zeichen des vorhandenen Todes, das Sich-Splitttern das hocheufreuliche Zeichen des vorhandenen eine heilsame Gärung in der Masse erzeugenden Lebens.

„Ueber die ‚Probepibel‘“. Unter dieser Ueberschrift befindet sich in der „Allg. Ev.-luth. Rztg.“ vom 15. Januar ein Botum, unterschrieben: „D. Kliefoth. D. Luthardt“, welches wir mit großer Freude gelesen haben. Werth, hier ganz abgedruckt zu werden, möge das vortreffliche Botum, nachdem über den betreffenden Gegenstand unsere „Lehre und Wehre“ schon so viel gebracht hat, nur in der Zusammenfassung seinen Platz finden, mit welcher die Verfasser desselben es schließen. Es sind dies folgende kurze Sätze: „I. So sehr wir die hingebende und mühevollen Arbeit würdigen, welche auf die Herstellung der sogenannten Probepibel verwendet worden ist, und so sehr wir die Heilsamkeit wortgetreuer Bibelübersetzungen für die genauere Schriftforschung des Einzelnen anerkennen, so müssen wir doch, sofern die ‚Probepibel‘ gemeint sein sollte als Kirchen- und Schulbibel erklärt und eingeführt zu werden, uns dagegen aussprechen: 1. weil sie, allem Anschein nach aus wechselnden Majoritäten hervorgegangen, der einheitlichen Gleichartigkeit entbehrt; 2. weil sie viel zu tief in den Luthertext eingreift, zumal an solchen Stellen, welche in Lied, Gebet und liturgischem Formular Gemeingut der Kirche geworden sind; 3. weil ihre officiële Einführung die bedenklichsten Erschütterungen der Gemeinden herbeiführen und den Bestand der Landeskirchen gefährden würde. II. Wie bisher in allmählicher Weise einzelne Aenderungen und Verbesserungen des Luthertextes stattgefunden haben, so wird dieser Prozeß sich auch in der Zukunft fortsetzen; aber es wird dabei stets zu beachten sein: 1. daß Luther nicht sowohl eine Uebersetzung als eine Verdeutschung der Bibel gewollt hat; 2. daß die Bibel in denjenigen Stellen, welche in Lied, Gebet und liturgischem Formular Gemeingut der Kirche geworden sind, intact zu erhalten ist; 3. daß nur solche Aenderungen statthast sind, in welchen eine allgemeine Uebereinstimmung aller Urtheilsfähigen besteht. Und nun möge man dieses Botum zu freundlicher Erwägung sich empfohlen sein lassen.“ Dr. Munkel macht in seinem „Neuen Zeitblatt“ hierzu die Bemerkung: „Es ist also schon jetzt nicht mehr daran zu denken, daß die Probepibel allgemein angenommen wird.“ W.

Professor Dr. Dietzsch hat, wie verlautet, eine Schrift wider den Prädestinatismus Missouris unter der Presse. Daß dieselbe von synergistischen Grundsätzen ausgehen werde, ist nicht anders zu erwarten, da der Herr Professor das traurige Klostodcker Gutachten, wenn nicht selbst ausgearbeitet, doch unterschrieben hat. Gott gebe, daß derselbe in seiner Schrift einmal auf die Sache gründlich eingeht und Missouri nach dem, was es selbst veröffentlicht hat, beurtheilen, und nicht, wie bisher in Deutschland durchgängig geschehen ist, den hochwichtigen Gegenstand mit unbewiesenen Phrasen abmachen will und das, was er an uns bekämpft, nicht den Berichterstattungen eines iowaischen Cochläus entnimmt, dann einen Windmühlkampf beginnt, und so nicht einmal negativ die Lösung der Prädestinationsfrage fördert, wohl aber sich selbst und die deutsche Gläubigkeit und Gründlichkeit compromittirt. W.

Der Leitstern der Weisen aus dem Morgenlande. Von demselben schreibt das „Kreuzblatt“ vom 4. Januar merkwürdigerweise Folgendes: „Nach Professor Gonniers Meinung und Berechnung wird der Stern von Bethlehäm, das ist, der wunderbare Stern, welcher einst die Weisen aus dem Morgenlande zu der Krippe des neugebornen Königs der Juden führte, im Jahre 1887 wieder erscheinen und wird zugleich von einer völligen Sonnen- und Mondfinsterniß begleitet sein. Dieser Stern soll seine Erscheinung nur alle 315 Jahre machen und an Glanz und Pracht alle andern übertreffen. Und da er bei seinem nächsten Kommen der Sonne näher getreten sein wird, wie früher, so erwartet man, daß er auch im Jahre '87 heller glänzen wird, als je zuvor: er soll sogar am hellen Mittage mit seinem strahlenden Lichte sichtbar sein und, nachdem er das ganze Jahr hindurch geschienen, allmählich wieder verschwinden, um nach 315 Jahren, also im Jahre 2202 (d. h. wenn die Welt dann noch steht) wiederzukehren. Im Jahre 1572 soll der Stern zuerst die Aufmerksamkeit der neuern Astronomen auf sich

gezogen haben. Damals hielt man ihn für einen ganz neuen Stern, man hat aber später herausgefunden, daß es derselbe Stern sei, welcher einst die Weisen aus dem Morgenlande so wunderbar geführt hat. — Bekanntlich schreibt Luther in seiner Kirchenpostille: „Daß Christus je solchen“ (astrologischen Schwärmern) „das Maul wohl und voll zstopfe, hat er einen sondern, eigenen, neuen Stern zu seiner Geburt verschaffen, der von ihrem Geschwätz noch unbeschmeißt und unbetastet wäre. . . . So dieser neue Stern nichts über andere Menschen schaffet, denn er ist nicht lang gestanden, so schaffet er auch gewißlich nichts über Christum, der allen Menschen gleich ist.“ (XI, 423.) W.

Urtheil über die Errichtung eines theologischen Seminars von Seiten der Breslauer. Folgendes lesen wir in der „Allg. Kztg.“ vom 6. Februar: „Man kann sich dieses durch unermüdlige Arbeit und Opferwilligkeit gewonnenen Ergebnisses nur aufrichtig freuen, nicht bloß in den Kreisen der breslauer Synode, sondern überhaupt in den lutherischen Kirchenkreisen. Nur mit Sorgen kann ja die lutherische Kirche denjenigen ihrer Söhne nachblicken, die zur Ausbildung für ihren speciellen Dienst auf Hochschulen hinausziehen, wo sie zu oft auf eine ‚wissenschaftliche‘ Höhe geführt werden, bei der sie den schlichten Thalboden des alten Kirchenglaubens und seiner Pflege verlieren. Da muß jeder gelungene Versuch, der theologischen Jugend eine kirchliche Vorbildung zu sichern, als ein ermunterndes Zeichen erscheinen. Auch was von ‚Grundzügen und Gesichtspunkten‘ für die Einrichtung des breslauer Seminars in dem darüber ausgegebenen ‚Programm‘ vorgeschrieben wird, hat im wesentlichen auf volle Zustimmung Anspruch. Große Anerkennung verdient zunächst schon die Besonnenheit, womit den jungen Theologen die academische Freiheit gewahrt ist, indem der Besuch anderer Universitäten freigegeben, und nur das erste (mit Ausnahmen) und die beiden letzten Semester für das breslauer Seminar gefordert werden, auch dies jedoch mit der Freiheit des Hörens academischer Vorlesungen und ohne convictorischen ‚Käfig‘. Was die einzelnen Disciplinen anlangt, so wird sehr mit Recht auf ein umfassenderes Bibelstudium und dessen Ermöglichung durch Beschränkung des übermäßigen kritischen und sonstigen gelehrten Ballastes gedrungen. Wenn jedoch das Ziel so weit gesteckt wird, daß die Studenten mit der ganzen Bibel im Grundtext vertraut werden müßten, so erscheint uns das trotz der Exemplificirung mit Bismarck's ‚Collegium biblicum‘ für das academische Triennium ebenso unmöglich wie unnötig. Ebenso richtig wird bei der Dogmatik die krankhafte Subjectivität und der philosophische Formalismus getadelt. Aber wenn Schrift und Bekenntniß allein den ganzen Stoff geben sollen, so ist die unentbehrliche systematische Theologie in biblische Theologie und Symbolik aufgesaugt.“ So richtig dieses Urtheil im Ganzen ist, so können wir doch mit dem Correspondenten der „Allg. Kztg.“ darin nicht übereinstimmen, daß der Besuch anderer Universitäten freigegeben ist, auch vor Absolvirung des theologischen Studiums. So lange ein junger Mann noch nicht in der reinen Lehre gegründet ist, ist die Gefahr groß, daß er das auf einer reinen theologischen Anstalt Erworbene wieder verliere und als ein von der falschen Theologie Inficirter zurückkehre. Ja, selbst nach Vollendung des ganzen Cursus sollte der weniger Begründete der nur allzu nahe liegenden Gefahr, verführt zu werden, nicht ausgesetzt werden. Ob übrigens im breslauer Seminar die reine lutherische Lehre den Studenten vorgetragen werde, wissen wir natürlich nicht; dies jedoch vorausgesetzt, stimmen wir, wie gesagt, vollkommen mit dem ausgesprochenen Lobe des Unternehmens überein. W.

Hannover. Der „Kropper kirchliche Anzeiger“ schreibt in seiner Neujaehrnummer: „In der außerordentlichen hannoverschen Landes-Synode wurden merkwürdige Erklärungen abgegeben. Der Regierungs-Commissär erklärte nämlich, daß der Landesherr das Recht habe, lutherische Gemeinden unirten Behörden zu unterstellen. Das wäre ein sehr einfacher Weg, um eine lutherische Landeskirche unirt zu machen, und wir

müssen dies Recht doch entschieden bestreiten, wie dies auch die Landes-Synode that. Weit über diese Erklärung aber ging die des General-Superintendenten Dr. Max Frommel, der gelassen aussprach: es läge nach lutherischem Recht in den Händen des Summus Episcopus die Kirchengewalt, und sei derselbe nicht an Synoden oder sonst etwas gebunden, sondern er könne in der Kirche schalten und walten, wie er wolle. Die Entwicklung des Frommel wird nachgerade fürchterlich, erst war er Breslauer, dann trennte er sich von ihnen und gründete eine Freikirche für sich, dann verließ er diese selbst gegründete Freikirche und avancirte nach Hannover. Und jetzt wird er in Hannover thatsächlich immer weltlicher. Es thut uns wirklich leid um diesen Mann, von dem man einst geglaubt, daß er eine Säule der lutherischen Kirche sein werde. Man sieht, wie die Gunst manchen tapfern Streiter verderbt. Der Abt Dr. Uhlhorn protestirte denn auch entschieden gegen eine so unerhörte Aeußerung, die die Kirche zu einem Krongut herabwürdigen wollte, und er forderte mit Entschiedenheit das Recht der lutherischen Kirche, welche bisher gegen die Union in Berlin zurückgestellt sei und gleichsam nur für eine Kirche zweiten Ranges gelte." — Diese Sache ist so ungeheuerlich, daß man an der Wahrheit des Berichtes des „Anzeigers“ zu zweifeln versucht wird. Denn wenn auch die Landeskirchen bisher wirklich ihren Summus Episcopus in ihrer Mitte haben schalten und walten lassen, wie er wollte, so hat man es doch bisher nicht für gut gehalten, dies für sein gutes Recht zu erklären. — Nachdem Vorstehendes bereits gesagt war, haben wir aus einer späteren Nummer des „Kreuzblattes“ ersehen, daß Herr Generalsuperintendent Frommel, was von ihm gemeldet worden, öffentlich für durch und durch unwahr erklärt hat.

W.

„**Dr. Martin Luthers Vorlesung über das Buch der Richter.**“ Diese in der zwickauer Rathsschulbibliothek im Manuscript befindliche, im vorigen Jahre von dem Gymnasiallehrer Lic. Dr. Georg Buchwald in Zwickau aufgefunden und von demselben herausgegebene Schrift (Leipzig, Drescher, X u. 80 S. gr. 8. 3 Mk.; vgl. „Lehre und Wehre“ Jahrg. 1884. S. 116), ist von dem bekannten Lutherkenner Köstlin nicht nur sogleich als ein zweifellos Luther zuzuschreibendes Werk begrüßt, sondern auch bevorzuet worden, nur hat Köstlin die Zeit, aus welcher die Vorlesung stamme, nicht, wie Buchwald, in die Jahre 1529—30, sondern 1516—17 verlegt. Zwar hat hierauf Prof. Dr. Dieckhoff in Luthardt's „Zeitschrift für kirchl. Wissenschaft“ im VII. Heft des vor. J. zu erweisen versucht, daß der Autor jenes Werkes nicht Luther, sondern Staupitz sei, auch im XII. Heft der genannten Zeitschrift die neuen Beweise Buchwalds für Luthers Autorschaft zu entkräften unternommen; allein zwei Autoritäten in Betreff der Luther-Literatur, Dr. Th. Kolde, Prof. in Erlangen, und Dr. G. Kaverau, Prof. in Magdeburg, haben, ersterer in der „Theol. Literaturzeitung“, letzterer im I. Heft der „Zeitschrift für kirchl. Wissenschaft“ von diesem Jahre, unseres Erachtens überzeugend nachgewiesen, daß Luther — und nicht Staupitz — als Verfasser anzusehen sei, und es wahrscheinlich gemacht, daß die Zeit der Vorlesung über das Jahr 1518 hinaus reiche; über welches Resultat alle Freunde der Schriften Luthers nur sich zu freuen Ursache haben, da, so wichtig auch das Dokument wäre, wenn es Staupitz, Luthers Gönner, zum Verfasser hätte, es ihm doch einen bei weitem größeren Werth verleih, daß es Luthers Arbeit ist.

W.

Ungarn. Folgendes theilt der „Ev.-Luth. Friedensbote aus Elsaß-Lothringen“ vom 1. Febr. aus dem „Lutherischen Gotteskasten“ No. 1 mit: Wenn die 500,000 lutherischen Slovaken Ungarns unter den unaufhörlichen Bedrückungen und Chikanen ihrer magharischen mit der Judenpresse verbündeten rationalistischen Gegner schließlich religiös corrumpirt und demoralisirt würden, es könnte Niemanden mehr Wunder nehmen. Um sie in ihren Nöthen völlig mundtot zu machen, hat man sie jedes kirchlich-lutherischen Organs beraubt. Aber ein Häuflein Getreuer hält bis anher die Fahne

des lutherischen Bekenntnisses hoch und steht muthig für das Heiligthum der Kirche ein. Gegen sie richten sich denn auch alle Pfeile unter der Regide des magyarischen Patriotismus, d. h. des Freimaurerthums, des Unionismus, des Chauvinismus und der Corruption. Wer nur in Patriotismus macht, er mag sonst sein und thun, was er will, der größte Schwindler ist willkommen und wird protegirt. Und die sich „Glaubensgenossen“ der lutherischen Slovaken nennen, reichen dazu bereitwillig die Hand. Kläglich steht es um die Ausbildung der theologischen Jugend. Man hat in Preßburg eine sogenannte Akademie errichtet, um das Studium auf einer deutschen Universität überflüssig zu machen. Jeder Theologe sollte nach Beschluß daselbst 4 Jahre studiren. Als Kaplan empfängt er dann 60—100 Gulden Remuneration, als Pfarrer 4—500 Gulden Besoldung. Und wenn nur für die Jünglinge, die sich dem Dienst der evang. luth. Kirche widmen wollen, die 4 Jahre Studium nicht so gut wie verloren wären! Aber 2 Jahre philosophisches Gezerr und 2 Jahre rationalistische Salbaderei — mit spöttischen Seitenhieben auf die deutsche Theologie — das ist die magyarische Akademie! Unter den so Präparirten wird dann etwa der beste ausgewählt, nach Jena oder Heidelberg geschickt, und nach 2 Semestern kehrt er als Professor der Theologie für Ungarn zurück. Die gläubigen Studenten aber und insbesondere die zukünftigen slovatischen Prediger mögen zusehen, wie sie nach Deutschland oder ins Amt kommen. Ja, sie sind echte magyarische Patrioten, so ordinirt man sie gern und schnell und zwingt sie sogleich den slovatischen Gemeinden auf, damit sie nur nicht erst etwa der lutherischen Orthodogie in die Hände fallen. So bekommt die lutherische Kirche seit Jahren einen Brodfucher- und Tagelöhner-Zuwachs. Die treuen slovatischen Lutheraner haben für ihre Söhne wenigstens 2 Jahre deutschen Studiums erkämpft und senden dieselben meist nach Erlangen, Leipzig und Klostock. Für die übrigen 2 Jahre in Preßburg wird es ihnen schwer, Stipendien zu erlangen, da dieselben in den Händen der Gegner sind und unter dem Deckmantel des Patriotismus einem Slovaken als „Panславистen“ meist verjagt bleiben, in Wirklichkeit, weil er als angeblicher orthodoxer Lutheraner den leitenden Persönlichkeiten verhaßt ist. Denn fast ausnahmslos nur unter den Slovaken findet sich noch der Glaube der lutherischen Väter. Die Deutschen im Zipser Comitatz sind trasse Nationalisten und Magyaromanen, dergestalt, daß sie selbst ihre deutschen Namen magyarisiren und die ursprünglich lutherischen Magyaren theils römisch, theils calvinistisch geworden, oder huldigen dem Unionismus. Lutherisches Bewußtsein ist ihnen völlig abhanden gekommen. Sie nennen sich „Protestanten“, um unter diesem Namen Alles sein zu können, nur nicht positiv und konfessionell. Ehedem waren die 4 Millionen Magyaren fast sämmtlich lutherisch. Jetzt sind ca. 2½ Millionen katholisch, 1½ Millionen reformirt und nur 134,758 nominell lutherisch. Von den 3 Millionen Slovaken aber sind 2½ Millionen katholisch und ½ Million lutherisch. Von den Deutschen in Ungarn sind ca. 207,000 lutherisch. In Summa wohnen ca. 860,000 Lutheraner in Ungarn.

Elßaß-Lothringen. Am 2. December war das Oberconsistorium (Synode) versammelt, um über die Protestgemeinden zu berathen. Diese Gemeinden, eine reichsländische Eigenthümlichkeit, sind streng lutherisch, und trennen sich nicht von der Landeskirche, sondern von deren Regimente, weil dieses ihnen ungläubige Prediger gesetzt hat. Das Directorium, die oberste Kirchenbehörde, hatte im vorigen Jahre zweien Protestgeistlichen das Recht entzogen, landeskirchliche Ranzeln zu betreten; wogegen 53 lutherische Geistliche der Landeskirche beim Directorium einkamen, und um Zurücknahme der Verfügung baten. Als die Sache an das Oberconsistorium kam, trat dasselbe gegen 6 Stimmen auf die Seite des Directoriums. Das war der erste Schnitt zwischen Landeskirche und Protestgemeinde. Der zweite Schnitt traf die Gemeinden selbst. Es wurde mit 17 gegen 6 Stimmen beschlossen: „Die Zugehörigkeit zu einer Protestgemeinde schließt die Zugehörigkeit zur Landeskirche aus.“ Aus diesem gründlichen

Obersätze ergaben sich die beiden nachfolgenden Sätze von selbst, daß die Glieder der Protestgemeinde ihr Wahlrecht in der frühern Gemeinde und ihren etwaigen Sitz im Kirchenvorstande verlieren, und aus der Wählerliste gestrichen werden. — Finden diese Bestimmungen die höhere Bestätigung, so sind die Protestgemeinden wider Willen in die Separation gedrängt, womit man zunächst wohl ihren Einfluß auf die Landeskirche abschneiden will. Denn solche lutherische Protestler nehmen kein Blatt vor den Mund, und treten offen gegen die regierende Mißwirthschaft auf. Ferner kann man ihnen nun die Spikmarke anhängen, daß sie separirt, das heißt (?), Separatisten sind, und dadurch das liberale Pascharegiment als kirchlich rechtfertigen. Die Spannung zwischen Liberalen und Lutherischen ist bisher schon groß genug gewesen. Doch will es uns bedünken, als ob man noch ein paar Noten höher greift, um die Ruhestörer zu Paaren zu treiben. — Das Oberconsistorium hat das Recht, ein Mitglied des Directoriums auf sechs Jahre zu ernennen, von welchem Rechte es den Gebrauch machte, daß es den liberalen Goguel mit 18 Stimmen gegen 3 wiederwählte. Die letztern 3 Stimmen fielen auf den orthodoxen Notar Petri. Nun soll noch ein Universitäts-Professor, ein Theologe, in das Oberconsistorium als Mitglied eintreten, wenn die Sache erst gesetzlich geregelt ist. Dadurch könnte noch eine liberale Stimme mehr gewonnen werden.

(Neues Zeitblatt.)

Die Reformirte Kirche Ostfrieslands. Die Hannov. Pastoral-Correspondenz vom 6. December schreibt: Auf der reformirten Bezirksynode Ringen (bekanntlich mit Ostfr. verbunden) hat Amtsgg.-R. Cramer den Anschluß der reformirten Kirche Hannovers an die preußische Union beantragt. Der Antrag ist dem Synodalausschuß überwiesen, und die Synode hat dem Antragsteller für die Anregung dieser Sache ihren Dank ausgesprochen. Das geht rasch!

„Freimund“. An Stelle des entschlafenen Pfarrers Fischer hat Pfarrer Th. Zink in Haundorf bei Gunzenhausen die Redaction des kirchenpolitischen Wochenblatts „Freimund“ provisorisch übernommen.

Römische Geschichtsfälschung. Die ultramontane „Germania“ brachte gegen Ende des vorigen Jahres aus Rom und dem päpstlichen Blatte „Moniteur de Rome“ folgende Nachricht. In der griechischen Kirche besteht eine „Laienparthei“, welche sich zur Aufgabe gesetzt hat, ihre Kirche mit Rom und dem Papste wieder zu vereinigen, um sich der drückenden Uebermacht des russischen und türkischen Kaisers zu entziehen, wozu die allgemein bewunderte Machtentfaltung des Papstes den Antrieb gegeben hat. Im Sommer des vorigen Jahres erschien zu Rom der von der Laienparthei hoch gefeierte Erzbischof von Derkos, wurde vom Papste in einer Audienz empfangen, und zog sich dann auf drei Wochen in das nahe Kloster Grotta Ferrata zurück, wo er die alten Handschriften über die Versuche der Wiedervereinigung zwischen der römischen und der griechischen Kirche studirte. Dann folgen die heftigen Kämpfe um die Wiederbesetzung des Patriarchats zu Constantinopel, das seiner Bestimmung nach das Haupt der ganzen griechischen Kirche sein sollte, wenn der russische Kaiser nicht wäre. Trotz russischer Umtriebe gelang es dem päpstlichen Gesandten Rotelli, gestützt auf Frankreich und Oesterreich, daß der genannte Erzbischof von Derkos siegreich aus der Wahl hervorging. Die Zeitungen brachten darauf die vielen unverständliche Nachricht, der päpstliche Gesandte habe dem neuen Patriarchen einen Besuch abgestattet, welcher von diesem erwidert sei, mit dem Zusatz: „Es ist dies das erste Mal, daß derartige Besuche ausgetauscht wurden.“ Professor Rippold zu Jena, ein aufmerksamer Beobachter der jesuitischen Feldzüge, schickte durch Vermittelung den Bericht der „Germania“ dem neuen Patriarchen zu, und erhielt durch dessen Beamten Kephalaß unter dem 9. December v. J. folgende Antwort: „Es ist alles aus der Luft gegriffen.“ Der damalige Erzbischof von Derkos reiste zur Stärkung seiner Gesundheit durch Sicilien und Italien nach Wien, um die

dortigen Aerzte zu befragen. In Rom blieb er acht Tage, um die Kunstschatze zu besehen, hatte aber keine Audienz bei dem Papste. In dem Kloster Grotta Ferrata verweilte er einen Vormittag, um die Reste griechischer Eigenthümlichkeit und Sprache kennen zu lernen. „Zwar betet die griechisch-katholische Kirche um die Einigung aller Kirchen bei jeder Ceremonie, aber hält sich immer zu den Anordnungen und Bestimmungen der heiligen sieben öcumenischen Concilien, wie ihre ganze Geschichte es beweist.“ Das heißt: die griechische Kirche will bleiben, wie sie ist, und denkt nicht daran, sich dem Papste zu unterwerfen. Inzwischen ist der Bericht der „Germania“ in alle katholischen Blätter übergegangen, als ein Zeugniß der Anziehungskraft und Macht der katholischen Kirche, als ein neuer Triumph Roms. Nippold wird dafür gesorgt haben, daß die Berichtigung des Patriarchen gleichfalls der „Germania“ zugegangen ist. Doch wollen wir abwarten, ob die katholischen Blätter eine so ausgezeichnete Fälschung widerrufen werden, oder ob sie sich erst Weisung und gegentheilige Nachrichten aus Rom kommen lassen. Die Phantasie war gar zu schön; aber wer dreist erfindet, ist auch um neue Dreistigkeiten nicht verlegen. Man behalte dieses im Auge, wenn man ultramontane Berichte über die Fortschritte des Papstes in den verschiedenen Ländern liest, wobei oftmals der Wunsch der Berichterstatter ist. (N. Ztbl. vom 21. Jan.)

Wie man in Italien selbst über die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes denkt. Wie die „Rivista Italo-Americana“ aus der „Gazetta Livornese“ berichtet, hat sich in Paris eine Liga gebildet, die den Zweck hat, für Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes zu arbeiten. Die Glieder dieses Vereins verpflichten sich nicht zu ruhen und zu rasten, bis Rom wieder dem Papst gehört, wofür sie natürlich, wie sich das unter derartigen Umständen von selbst versteht, vollkommenen Ablass erlangen. Wie man in Italien selbst über diese Liga und deren Bestrebungen denkt, sieht man aus dem, was nach der „Rivista Italo-Americana“ vom 5. Februar die in Livorno erscheinende „Gazetta“ darüber sagt. Die „Gazetta Livornese“, die übrigens durchaus keinen dem Katholicismus feindseligen Standpunkt einnimmt, schreibt anläßlich jener Liga und ihrer Stifter: „Haben denn diese braven Herren nichts zu thun? Es scheint, sie haben viel Zeit übrig? Sehen sie nicht, daß der Papst ebensowohl wie vorher seine päpstlichen Functionen verrichten kann? Meinen sie etwa, die Italiener durch Ueberredung dahin zu bringen, ihre Hauptstadt aufzugeben? Oder hoffen sie etwa ein Kreuzzugsheer zusammenzubringen und auszuscheiden, um Rom wieder für den Papst zu unterjochen? Welche Illusionen! . . . Mögen die Clericalen in Frankreich immerhin Ligas bilden, wenn es ihnen Vergnügen macht, sich uns zu Feinden zu machen, auf uns wird das keinen Eindruck machen und wir werden unsern Weg weitergehen. . . . Für den Papst gibt es ein Mittel, sich mit Italien auszuföhnen: er anerkenne einfach die vorliegenden Thatfachen und die Vortheile der allen zugestandenen Freiheit. Wenn wirklich, wie die Befürworter der weltlichen Macht des Papstes vorgeben, die Katholiken die Mehrheit haben, so kann der Tag der Gerechtigkeit nicht ferne sein. Warum kommen sie denn nicht und stimmen? Warum erfüllen sie denn das Parlament nicht mit Repräsentanten ihrer Richtung? — Weil sie des Ausgangs der Wahl nicht sicher sind. Die Italiener . . . glauben eben nicht, die Politik mit der Religion vermischen zu müssen. Sie sind überzeugt, daß die Kirche unabhängig vom Staate bestehen kann. Die andern Religionsparteien bestehen und blühen, ohne den weltlichen Arm um Hülfe anzurufen oder besondere Privilegien zu verlangen. Wenn der Katholicismus nicht ohne die Hülfe des Staates leben könnte, so wäre Grund vorhanden, daraus zu schließen, daß er schlechter sei als die andern Culte (essere inferiore agli altri culti). Die Clericalen . . . thun unrecht gegen Gott, wenn sie behaupten, daß der Papst der weltlichen Macht bedürfe. — Das Christenthum ist in Galiläa geboren und Christus hatte keinen andern Thron als Golgatha. Wenn die Nachfolger des heiligen Petrus sich auf den Thron

der römischen Kaiser schwingen konnten, so kam das von der in jenen Zeiten herrschenden Verwirrung und von der hohen Stellung, welche die Päbste sich unter barbarischen Königen und unwissenden Baronen zu verschaffen wußten. Die weltliche Macht lag eben im Argen: ¹⁾ die Päbste waren die einzige vom Volke anerkannte Macht. . . . Aber was repräsentiren die Päbste jetzt? Nichts Irdisches. Sie sind die Repräsentanten des ewigen Lebens und dazu bereiten sie diejenigen, welche ihnen folgen, durch Gebet und Opfer vor (?). Das ist eine edle Mission und damit sollten sie zufrieden sein. — Weltliche Macht wäre ihnen dabei . . . ein Hinderniß. Sie wäre auch aller Lehre Christi zuwider. Denn Christus bekannte vor Gericht, sein Reich sei nicht von dieser Welt. — Kurz, die weltliche Macht der Päbste ist für alle Zeiten dahin und Niemand wird sie wiederherstellen können.“

C. D.

Immer das alte Rom. Wie bekannt, hat zu Ende vorigen Jahres die Cholera in Italien geherrscht. Auch diese hat dem heiligen Rom Geld eingebracht. Der „Piccolo Messagere“, das Organ der Freien christlichen Kirche in Italien, schreibt darüber wie folgt: Der Cultus des heiligen Rocco, des imaginären Schutzpatrons der Katholiken in Zeiten der Cholera, steht in Blüthe. Unermeßlich viel Geld fließt in diesen Tagen in die Kasse der Kirche, deren Schutzpatron der heilige Rocco ist. Eine einzige Kirche in Rom hat schon 790,000 Lire (circa \$158,000) an Geschenken eingestrichen.“ — Ganz römisch ist auch die Art, wie Rom in Rom für seine eigenen Schulen Propaganda zu machen und den hie und da errichteten protestantischen Schulen das Bestehen schwer zu machen sucht. Um seine 19,648 Schüler in seinen 237 Schulen zu halten und in denjenigen Schulen, welche zu dem Zwecke errichtet sind, protestantischen Schulen in der Nachbarschaft Opposition zu machen, läßt es, wie oben angeführtes Blatt berichtet, nicht nur den ganzen Unterricht unentgeltlich ertheilen, sondern Rom läßt auch noch jedem Kinde eine einfache Mittagsmahlzeit geben.

C. D.

Eine römisch-katholische Universität zu gründen, ist von der letzten Versammlung der preussischen Bischöfe beschlossen worden, und da in Deutschland dazu wenig Aussichten sind, soll dieselbe in Salzburg errichtet werden. Die Papisten sorgen offenbar eifriger für Ausbreitung ihres Aberglaubens, als die freikirchlichen Lutheraner für die ihres Glaubens. Daß diese an die Herrichtung einer alle Facultäten umfassenden Universität noch nicht gedacht haben, kann ihnen natürlich Niemand zum Vorwurf machen; aber daß sie bisher ihre künftigen Prediger von den modern-gläubigen Theologen haben zurüsten lassen, das zeugt von schlechter Glaubensstreue.

W.

Die weltliche Macht des Papstes. Fanatische Anhänger des Papstes in Rom, Paris, Madrid, Brüssel haben sich zur Bildung einer Liga zum Zweck der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes vereinigt, wozu ihnen selbstverständlich der gegenwärtige Inhaber des römischen Stuhls seinen Segen zugesichert hat. Die Gleichgültigkeit in Sachen des Glaubens von Seiten der sogenannten Protestanten ist zwar gegenwärtig groß genug, daß die Erreichung des Zieles der Liga nicht zu den Unmöglichkeiten zu rechnen ist, allein die Concurrenz, welche jetzt der Atheismus dem Papstthum im Trachten nach der Weltherrschaft macht, zeigt, daß wir jetzt nicht sowohl in einer Zeit der Erneuerung des Mittelalters, als in derjenigen leben, welche Petrus 2 Petr. 3, 3 ff. beschreibt.

W.

Die Russische Geistlichkeit hat so viele Nihilisten geliefert, daß die Regierung, darauf aufmerksam geworden, an eine durchgreifende Veränderung der Priesterseminare denkt, welche sich in jeder Provinz des Reiches befinden. Ein großer Uebelstand ist das Rastenwesen. Nicht nur verheirathen sich die Priester fast ausschließlich mit Priester-

1) Wörtlich: lag im Dreck.

töchtern, es kann auch kaum ein anderer in den Priesterstand treten als ein Priestersohn, so daß sich das Priestertum seit sechs Geschlechtern in denselben Familien forterbt. Aber innerhalb der Rasse bilden sich zwei ganz entgegengesetzte Richtungen, je nachdem sie in die weiße oder die schwarze Geistlichkeit überführen. Zu der weißen Geistlichkeit gehören die verheiratheten niedern Priester (Popen), zu der schwarzen die Mönche, aus denen die höhern Würdenträger und Bischöfe genommen werden. Beide nun werden in den Seminaren, einer Art Gymnasien, kostenfrei gebildet. Söhne weltlicher Familien finden keine Aufnahme. Hier zeigt sich der Gegensatz der Richtungen sehr empfindlich. Der Seminarist von hoher Gönnerschaft und Verwandtschaft, welcher den Weg zur schwarzen Geistlichkeit ins Auge gefaßt hat, und später eine Universität besucht, sieht vornehm auf den Seminaristen herab, welcher es trotz Mühe und Fleiß nur bis zum gemeinen Popen bringen kann, und auf irgend ein abgelegenes Dorf verschlagen sich durch Trunksucht und Geldgier verhaßt macht. Manche dieser niedern Seminaristen ziehen es vor, ihr Glück auf anderm Wege als Offiziere, Aerzte und dergl. zu versuchen. Doch klebt ihnen fortwährend ihre verachtete Rasse an, und es ist daher begreiflich, daß sich bei ihnen, wie überhaupt bei den Popen, ein Gefühl der Bitterkeit entwickelt, welches in der Rasse erblich ist. Der niedere Seminarist kann es zu nichts bringen, während der begünstigte schon mit 30 Jahren ein einträgliches Amt erhält, obwohl beide im Seminare die gleiche Bildung empfangen.

Eine Beduinengemeinde. Wie der „Témoignage“ berichtet, wohnt jenseits des Jordans, im Lande Gilead, ein im Dienste der englischen Missionsgesellschaft stehender Missionar, Namens Chailil Jancal. Derselbe hat aus den dortigen zahlreichen Beduinenstämmen eine ungefähr 300 Seelen starke Gemeinde gesammelt und zwei christliche Schulen gegründet.

C. D.

Register über „Lehre und Wehre“ u. s. w.

Es ist nicht Zweck dieser Notiz, das Erscheinen dieses Registers anzuzeigen oder es nochmals zu empfehlen, da beides schon zur Genüge geschehen ist. Dazu haben ohne Zweifel alle diejenigen diesen längst ersehnten Schlüssel zu „Lehre und Wehre“ und zu den Synodalberichten unserer Synode mit Freuden in die Hand genommen, die auch nur einige Jahrgänge derselben besitzen, da er uns diese reichen Schatzkammern öffnet.

Es soll hier nur nachgeholt werden, was durch ein kurzes Vorwort hätte gesagt werden sollen.

Das Register über „Lehre und Wehre“, Jahrgang I—XXIV, ist die Frucht langjähriger Arbeit des Herrn Pastors G. S. Löber, der auch das Register über die letzten vier Jahrgänge, das von dem Herrn Pastor R. A. Meher verfertigt wurde, mit jenem zusammenschmolz, und überhaupt die Redaction des Ganzen auf Bitte der Pastoralconferenz von Nord-Illinois übernahm. Herr Pastor A. S. Brauer hat uns die Arbeit über die Synodalberichte, welche er ursprünglich zu seinem Privatgebrauche bestimmt hatte, freundlichst überlassen. Wer sich je einer ähnlichen Arbeit unterzogen hat, wird diese nachträglichen Angaben nicht für überflüssig halten und den genannten Brüdern für ihren Fleiß und ihre Treue herzlichen Dank wissen. — Endlich kann noch mitgetheilt werden, daß auch ein Register über den „Lutheraner“, so Gott will, bald erscheinen wird.

G. L. S.